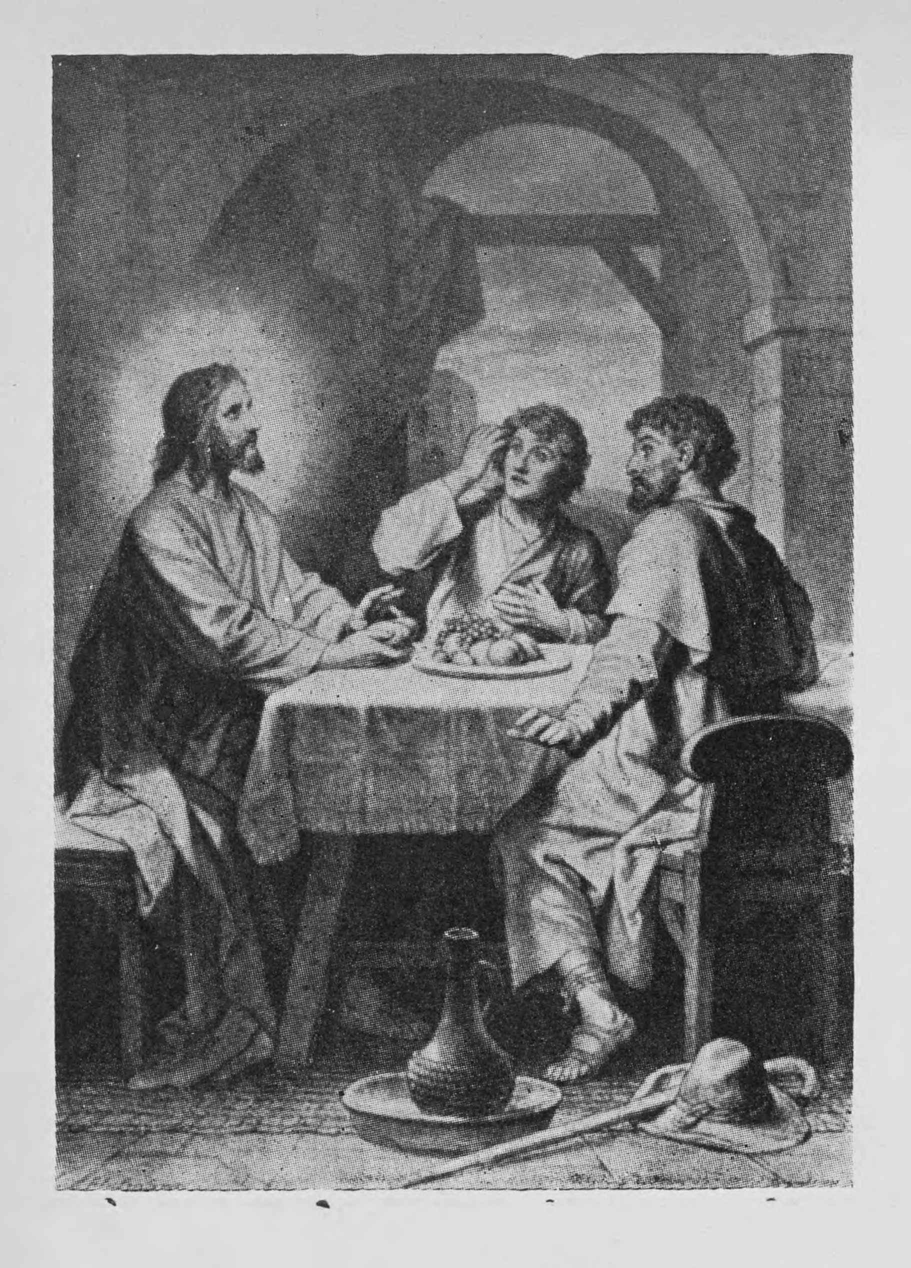


DER MARIENBOTE

April 1960



Es ist Ostern! Lasst uns mit Freude einander umarmen!
Es ist Ostern! die Erlösung von Schmerzen und Tod!
Aus dem Grab wie aus einem Palast hervorleuchtend
hat Christus die Frauen mit Freude erfüllt, da Er sagte:
"Verkündigt es den Jüngern!"
Es ist der Tag der Auferstehung!
Lasst uns durchstrahlt werden vom Jubel und einander
umarmen! Lasst uns, ihr Brüder, Bruder sagen auch
zu denen, die uns hassen!
Verzeihen wir uns alles um der Auferstehung willen
und rufen wir:
"Christus ist auferstanden vom Tode,
durch Seinen Tod hat er den Tod überwunden!"

Osternachtgesang der Ostkirche

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang — April 1960, Battleford, Sask. — No. 7

Dies und Das

Osterfrühling – Kreuzeshoffen. Des Winters große Stille ist gebrochen. Die Erde, vor kurzem noch so todesstarr, so kalt und feindlich allem Leben, ist über Nacht fast so geworden, wie große Denker es vom christlichen Menschengeist schreiben, den der Gnadentrieb der Hochgemutheit ergriffen hat: Es drängt das Leben in Füllen kaum zu fassen dem Großen zu, dem Hohen und dem Höchsten.

"Extensio animi ad magna", der Geist spannt sich auf die großen, auf die herrlichen Dinge, schrieb St. Thomas von Aquinas sinnend in den Wortlaut seines größten Werkes.

Wie ist doch alles so anders geworden. Das "dunkle Reich" tief unter uns, in das wir voller Schauer ein paar Schritte weit hinabblicken, wenn wir vor offenen Gräbern stehen, hat sich so plötzlich in eine Freundlichkeit verwandelt, die heller ist als tausend Tage. Weit offen allem Sonnenlicht liegt nun der Erde innerstes Herz, und Leben über Leben spriest aus gebärenden Tiefen dem Lichte zu. Grüne Halme ungezählt, Blüten wie ein Sang, so reich an Farben und Tönen und Formen, daß kein menschlicher Meister ihn je ersinnen könnte. Auf hohen Stengeln und auf lieb sich gebenden kleinen Glockenträgern wiegen sich Wunder des Lebens und des Hoffens. Es hat jetzt selbst den härtesten Baum gepackt. Lustvoll schmückt er sich mit Blättern so keuschgrün und zart, wie man es nie vom knorren Holz erwartet hätte.

Säuselnd streichelnd Halm und Baum, brausend über offene Weiten und Meere, tönt des Lenzes Melodie der Winde und der Stürme. Doch wundersamer noch als selbst der segenvollsten Frühlingslüfte Lied klingt es aus kleiner Vogelbrust den Menschen, den Blumen und den Bergen vom Lobe des Herrn: "Wo ist ein Gott so groß wie unser Gott?" (Ps. 76:14).

Seit Wochen schon ist's Frühling unter uns. Doch dieses Jahr haben wir länger als sonst auf den Ostertag zu warten. Ernst geht der Tage Lauf trotz hellster Frühlingsfreuden der heiligen Woche entgegen. Jener Woche, da wir der Wunden und des Sterbens des gekreuzigten Herrn gedenken.

Nach dieser Woche feiern wir Ostern. Kurz nach Mitternacht, zur ersten Stunde des heiligen Ostertages schon, wird der Küster nach dem Glockenstrang greifen, der Organist nach den Tasten der Orgel, die Sänger nach ihren Noten, und unruhige Meßbubenhände nach den Schellen. Und alles wird warten auf das Ostergloria, vom Priester angestimmt, und auf das erste Alleluja, das Chor und Volk singen werden. Und dann erklingt das Lied der hoffnungsvollsten Frühlingsfreude der Menschen, die da leiden am Kreuze der Schuld und Sünde. Und alles wird hell im frohen Hoffen. Selbst das verbitterste Gemüt wird zu jener Stunde ergriffen von der Seligkeit des Harrens in Zuversicht. Von der Seligkeit des hoffenden Wartens auf Ihn, der da kommen wird zu

richten die Lebendigen und die Toten nach den Maßen der Liebe Seiner erlösenden Wunden.

Wir harren im Hoffen. Doch hoffen heißt warten. Lange warten auf Erfüllung. Im Warten aber ist unsere Unruhe, unsere Ungeduld bis zum Weh in Herz und Nerven. Von den Tüchern der Passionszeit und des Karfreitags enthüllt, steht das Kreuz des Herrn vor uns. Wir schauen auf zu ihm, und vom Kreuz herab schaut auf uns das große Schweigen. Das größte und das schmerzhafteste Schweigen in der Welt der Kreatur, die da leidet im Heiligen und die da leidet im Bösen und überall schreit nach Erlösung.

"Als Lobgesang gebührt Dir Schweigen, Gott" (Ps. 65:1). Wir wissen wohl, daß aller Lenze Lobgesang auf Gott ins Nichts vergehen müßte, wollte er sich messen am Lobgesang des Schweigens am Kreuz. Wohl sprach Christus sieben Worte, als Er sterbend am Kreuze hing. Eines dieser Worte war Sein Rufen in höchster Todesnot nach dem Vater. Es schrie der Schmerz, der heiligste Schmerz der Schöpfung. Der Wille aber schwieg, ganz hingegeben dem Wollen des Vaters. "Nicht Mein, sondern Dein Wille geschehe!"

Als dann das letzte Schweigen kam, als Christus Sein Haupt neigte und starb, ward Gott verherrlicht in einer Macht und in einer Flut der Liebe, die seit Ewigkeiten schon die Einheit ist von Vater, Sohn und Heiligem Geist.

Seit jener Stunde aber klingt, laut Gottes Wort im Römerbrief (8. Kapitel), auch jedes Lied der Frühlingsschöpfung neu und anders. Als wenn sie es alle wüßten, die Gräser und Blumen und Winde und Tiere, daß auch sie gerufen sind, "von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes" erlöst zu werden.

Uns aber ist es immer noch zu schwer. "Vor dem Herrn . . . vor Ihm sei still die ganze Welt", heißt es im Buch der Bücher (Hab. 2:20). Wie lange hat es doch gedauert, bis den wirklich Heiligen unter uns dieses Schweigen in Not kam. Uns will nichts schweigen, weder die Seele, noch der aufs Ich gerichtete Geist, noch unsere Ungeduld. Stark sind wir im Drängen — selbst Gott möchten wir zwingen, uns unseren Willen zu tun — und schwach sind wir im Dulden. "Hast Du, o Gott, das Gnädigsein verlernt? Hälst Du erzürnt Dein Mitleid auf? Ich lebe tief im Kummer, weil sich geändert hat des Höchsten Güte" (vergl. Ps. 77:10,11), betet selbst der Fromme in leiser Klage gegen Ihn, der da so schweigt am Kreuz.

Auch diese Ungeduld ist eines unserer Kreuze. Ein Kreuz, das Bitterkeit uns schafft wenn es da ist, und größere Bitterkeit noch wirken kann, wenn es nicht mehr empfunden wird, weil das Innerste in uns bereits zu kalt geworden ist.

Frühling und Ostern. Auf Hoffnung hin grünt alle Kreatur. "Auf Hoffnung hin sind wir gerettet" (Röm. 8:24). "Noch sehen wir nicht, was wir hoffen. Aber wir sind der Leib jenes Hauptes, in dem schon vollendet ist, was wir hoffen", schreibt St. Augustinus.

Der Auferstandene, der uns zu Seinem Leib gemacht, gibt uns in Tropfen vom Leiden Seines gekreuzigten Leibes. Und unser Hoffen ist, dadurch einverleibt zu werden den Geheimnissen Seiner Wunden bis zum Sterben, und Seiner Auferstehung in die Ewigkeit des Gottes ohne Ende.

– Der Schriftleiter

Hingabe

O mein Gott! Ich übergebe mich ganz in deine Hände: Wohl oder Wehe, Freude oder Schmerz, Freunde oder Verlassenheit, Ehre oder Demütigung, guter oder übler Ruf, Trost oder Trostlosigkeit, deine Gegenwart oder das Verbergen deines Angesichtes — alles ist gut, wenn es von dir kommt. Du bist Weisheit und Liebe. Was kann ich mehr wollen? Du hast mich nach deinem Ratschluß geführt, und mit Herrlichkeit hast du mich aufgenommen. Was habe ich im Himmel, und was suche ich auf Erden außer dir? Mein Fleisch und mein Herz verschmachten. Aber Gott ist der Gott meines Herzens und mein Anteil auf ewig.

Kardinal Newman

Bitte an Gott

**Herr, der Du dunkel bist in meinem Sinn,
gib mir das Licht der Liebe, um zu sehen.
Du weißt ja, daß ich ohne dich nicht bin,
daß ich nicht kann aus eigener Kraft bestehen.
Mein Herz ist schwach, es tut oft nicht genug
des Guten — Du allein kannst alles wenden.
Was ich an Leid und auch an Freude trug,
o halte, Vater, es in Deinen Händen.**

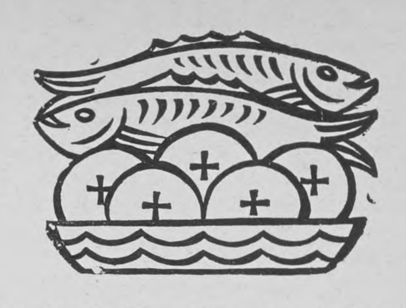
**Ein Glück, das sich im Herzen gründet,
Das nicht auf Tand und Flittern ruht,
Und drum mit ihnen nicht verschwindet,
Das ist das einzig wahre Gut.**

Alfred Meißner

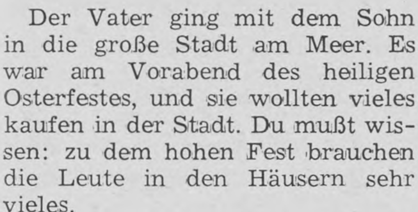
Wundersame Geschichte

von der Hagia Sophia

Von Otto Heinrich Klingele



Der Vater ging mit dem Sohn in die große Stadt am Meer. Es war am Vorabend des heiligen Osterfestes, und sie wollten vieles kaufen in der Stadt. Du mußt wissen: zu dem hohen Fest brauchen die Leute in den Häusern sehr vieles.



Als sie auf dem Bazar alles gekauft hatten, gingen sie nach Hause. Der Sohn trug den Korb, und der Vater sagte: Gehe mit dem Korb heim in unser Dorf. Ich will noch einen Freund aufsuchen, der in der Stadt wohnt, und will ihn begrüßen.

Der Sohn ging mit dem Korb fort, und es war schon gegen Abend. Nicht mehr viele Leute waren auf den Straßen. Der Sohn kam zu der erhabenen Kirche, die jetzt keine Kirche mehr sein kann, und da waren die Tore offen. Der Sohn wunderte sich. Aus den offenen Toren kam ein Schein von vielen Kerzen, und es war ein fernes Singen wie aus der Tiefe. Der Sohn dachte: Ich will in die Kirche gehen und das Kreuz machen — nur schnell das Kreuz — und ein Gebet beten, denn die Leute singen schon, daß Jesus Christus der Herr ist auferstanden. Ja, nur den Korb hinstellen will ich und das Kreuz machen!

Und der Sohn ging mit dem Korb zu der Kirche. Die Kirche war uralt und groß. Und die Tore standen offen.

Und der Sohn ging hinein. Und die Kirche war gewaltig wie die ganze Welt. Da brannten die Kerzen wie ein goldenes Meer. Er konnte die Menschen gar nicht sehen, so herrlich war der Schein der vielen Kerzen. Aber er hörte sie singen, und es waren viele Stimmen, die jubelten und sangen: Halleluja!

Der Sohn stellte den Korb ab neben der Säule. Und die Säulen wuchsen aus dem goldenen Meer der Kerzen bis in die schwarze Nacht hinauf. Der Gesang war gewaltig, und der Sohn kniete nieder anf den Steinplatten und machte das Kreuz unseres Herrn Jesus Christus, der von den Toten auferstanden ist.

*

Der Vater kam nach Hause, denn es wollte Nacht werden. Er sagte zu seiner Frau: Unser Sohn ist mit dem Korb vorausgegangen und hat alles zu dem hohen Fest gebracht, was wir brauchen!

Die Mutter sagte: Unser Sohn ist nicht heimgekommen. Es ist Nacht, und ich habe große Sorge um meinen Sohn!

Der Vater sagte: Der Korb war ein wenig schwer. Er wird ihn oft abstellen. Und so geht der Weg lange!

Sie saßen am Tisch und warteten die ganze Nacht. Aber der Sohn kam nicht zurück.

Am andern Tag kam der Sohn wieder nicht, und die Eltern waren voller Angst. An diesem Tag war das heilige Fest der Auferstehung. Alle waren im Hause eingeladen zum Mittagessen. Und alle Leute warteten auf den Sohn. Sie sprachen miteinander, der Vater, die Mutter und alle Verwandten und waren in großer Sorge. Aber der Sohn kam auch zum Abend nicht zurück.

Da ging der Vater am nächsten Morgen in die Stadt am Meer zu der Polizei und sagte: Mein Sohn ist vor zwei Tagen von mir gegangen, nach Hause mit einem Korb, in dem das Essen für die Familie war. Aber bis jetzt ist mein Sohn nicht gekommen — ist verloren!

Und die Polizisten gingen mit dem Vater durch die ganze Stadt, und allen Polizeistationen, die in der Stadt sind, wurde es gesagt. Aber niemand hatte etwas gewußt über den Sohn, wie er verlorengegangen war. Der Sohn blieb fort. Kein Mensch sah ihn wieder.

HYMNUS

der österlichen Laudes

Aufbricht im Osten des Lichtes heiliges Morgenrot,
und es hallen vom Lobgesang die Räume des Himmels;
jauchzend frohlockt die Erde, indes der höllische Abgrund
heult vor Wut.

Denn jener Starke, er hat gebrochen des Todes Macht,
niedergetreten mit seinem Fuß den Kerker des Hades;
die in Dunkelheit saßen, der König hat sie befreit und erlöst.

Er, den eingeschlossen hält der versiegelte Stein,
streng bewacht von Kriegern im Sold des römischen Kaisers;
als ein Sieger geht er strahlend hervor aus dem Grab,
heil und frei.

Da ist die Klage verstummt, und ausgelöscht ist der Schmerz,
da ist erfüllt der Unerlösten uralte Sehnsucht;
und umflossen von Osterlicht, verkündet der Engel:
Christus lebt!

Aus dem Stundenbuch der Kirche übersetzt von Maria Schmit

So vergingen viele Monate. Ein ganzes Jahr verging, und es kam wieder der Tag vor dem heiligen Osterfest, an dem das Feuer aus dem Grab leuchtet und unser Herr Jesus Christus auferstehen will. Der Vater und die Mutter saßen am Tisch in ihrem Hause, und es war Abend und nicht mehr weit von der Nacht.

Da ging die Tür auf, und der Sohn trat in das Haus. Er trug den Korb in den Händen und trat zu den Eltern an den Tisch. Er sagte verwundert: Vater, du bist schon vor mir zurückgekommen?

Und er stellte den Korb auf den Tisch, und alle Nahrungsmittel im Korb waren noch gut und frisch.

Die Eltern sahen den Sohn an und konnten lange kein Wort sprechen, und sie weinten. Dann sprach der Vater: Mein Sohn, wir haben ein Jahr auf dich gewartet. Wo bist du gewesen?

Und die Mutter sagte: Wir dachten, du seiest tot, und waren traurig! Und sie küßte den Sohn voller Freude.

Der Sohn konnte die Worte der Eltern nicht begreifen und sagte: Ich bin mit dem Korb durch die große Stadt gegangen, und ich habe in der alten Kirche Kerzen brennen gesehen und Gesang gehört, und ich dachte: Ich will nur hin gehen, ganz schnell, weil ich doch den Korb nach Hause bringen muß, und ich will das Kreuz machen!

Die Eltern konnten nicht mehr reden vor Staunen. Es war nun ein roter Feuerschein in der Stube, und die Fenster waren wie Feuer, und die Sonne wollte untergehen.

Am andern Tag, am hochheiligen Auferstehungsmorgen, hörten es alle Verwandten, und sie kamen eilig herbei. Alle Leute im Dorf kamen, und sie sagten zu dem Sohn: Ein Jahr bist du fortgewesen. Wo warst du?

Und als sie hörten, daß er in der erhabenen uralten Kirche unseres Herrn Jesus Christus gewesen sei im Kerzenschein und Gesang, fragten sie nicht mehr. Alle Leute beteten voll Staunen und Freude und Furcht vor Gott, denn die große Kirche Hagia Sophia ist stumm geworden, lange schon.

Seither glauben alle Leute, daß Hagia Sophia einmal wieder singen wird. Du mußt in der erhabenen Kirche stehen, dann hörst du immer einen feinen Gesang. Und die Leute glauben, daß tief unter der heiligen Kirche der große Kaiser Konstantin mit den ehrwürdigen Vätern und Patriarchen Gott, unsern Herrn Jesus Christus, lobt und preist.

Und viele Leute glauben, daß der große Kaiser mit den heiligen Patriarchen einmal kommen wird herauf zu uns. An einem Tag, wenn das Feuer aus dem Grabe leuchtet und unser Herr Jesus Christus auferstehen will.

Dort wird der große Kaiser mit allem Volk den Herrn in der Hagia Sophia lobpreisen unter dem goldenen Kreuz.

Denn Christus ist erstanden — Bruder Deutscher. Er ist in Wahrheit auferstanden. –

Tag der neuen Schöpfung

Tag der Auferstehung! Lassen wir unser Licht leuchten am Festtage! Umarmen wir einander! Bezeichnen wir als Brüder auch die, welche uns hassen. Fügen wir uns in allem der Auferstehung! Verzeihen wir einander . . . Möge der, der heute von den Toten auferstanden ist, auch mich durch seinen Geist erneuern! Möge er mir den neuen Menschen anziehen, als guten Erzieher und einen Lehrer beigesellen, der mit Christus gern getötet wird und mit ihm aufersteht.

Gestern wurde das Lamm geschlachtet und wurden die Türpfosten bestrichen. Ägypten beweinte die Erstgeburt, aber an uns ging der Würgeengel vorüber; das Siegel war ihm schrecklich und ehrwürdig, durch das kostbare Blut wurden wir geschützt. Heute sind wir vollends dem Ägypter, dem Despoten Pharao und den Aufsehern entkommen.

Niemand soll uns hindern, daß wir unserem Herrn und Gott das Fest des Auszuges feiern, und zwar nicht im alten Sauerteig der Sünde, sondern mit dem ungesäuerten der Lauterkeit und Wahrheit, frei vom Sauerteige Ägyptens und der Gottlosigkeit.

Gestern wurde ich mit Christus gekreuzigt, heute werde ich mit ihm verherrlicht. Gestern wurde ich mit ihm getötet, heute werde ich mit ihm auferweckt. Wohlan, bringen wir Opfer dem, der für uns gelitten hat und auferstanden ist! Ihr denkt vielleicht an Gold und Silber . . . opfern wir uns selbst, den Gott teuersten und eigensten Besitz! Geben wir dem Bilde das, was nach dem Bilde geschaffen ist, erkennen wir unsere Würde, halten wir das Urbild in Ehren! Erfassen wir die Bedeutung des geheimnisvollen Festes und den Zweck des Todes Jesu! Werden wir wie Christus, da Christus gleich uns geworden ist! Werden wir seinetwegen Götter, da er unsertwegen Mensch geworden ist!

Gregor von Nazianz am Osterfest 362, als er das Bischofsamt seiner Vaterstadt übernahm.

Beten heißt auf Gott zugehen, Gott entgegentrippeln mit den zaghaften Schritten eines Kindes, Gott entgegenwanken mit der Last von Sünden und Sorgen, Gott entgegeneilen mit dem vertraulichen Du auf Du. Gott entgegenfliegen auf den Schwingen vollkommener Liebe.

Kardinal Faulhber

Das Konzil des Antichrist

Wlademir Solowjow, der um die Jahrhundertwende das Werk "Drei Gespräche' 'schrieb, stellt in nahezu prophetischer Schau dar, wie der Antichrist — in Solowjows Gestaltung ein 33jähriger Mann — sich die Erde unterwirft, um letztlich in wahnsinniger Selbstliebe und Überheblichkeit im Selbstmord zu enden. Unser Auszug, dem wir Fulton J. Sheens Buch "Der Kommunismus und das Gewissen der westlichen Welt" (Morus-Verlag, Berlin) entnommen haben, schildert in utopischer Weise die Einberufung eines Konzils durch den "Weltkaiser".

Endlich wird der Übermensch als Präsident der Vereinigten Staaten von Europa eingesetzt, und alle Welt unterwirft sich seiner Regierung und Herrschaft. Als er den Heiligen Vater aus Rom verbannt, um sich selbst zum "Weltkaiser von Rom" auszurufen, erläßt er das folgende Manifest: "Völker der Erde! Ich habe euch den Frieden versprochen, und ich habe ihn euch gegeben. Friede ist jedoch nur schön bei allgemeiner Wohlfahrt. Keiner, dem die Not der Armut droht, hat Freude am Frieden. So kommt denn nun alle zu mir, die ihr hungert und friert. Ich will euch sättigen und wärmen."

Zu Beginn des vierten Jahres seiner Regierung beruft der Weltkaiser ein Konzil der Kirchen nach Jerusalem. Dreitausend Vertreter des Katholizismus, des Protestantismus und der Orthodoxen Kirche sowie eine halbe Million Pilger nehmen daran teil. Unter den Mitgliedern des Konzils sind drei Persönlichkeiten, die besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die erste ist Papst Petrus II. Der Papst glaubt nicht an den Weltkaiser. Der tatsächliche, jedoch inoffizielle Führer der Orthodoxen Kirche ist Starez Johannes, der im russischen Volk sehr bekannt ist. Das Haupt der evangelischen Mitglieder des Konzils ist ein gelehrter deutscher Theologe, Professor Ernst Pauli. Die Eröffnung des Konzils ist sehr eindrucksvoll. In zwei Dritteln des großen Tempels, welcher der Einheit aller Kulte geweiht ist, stehen Bänke für die Mitglieder, in der Mitte des übrigen Drittels ist eine Tribüne für den kaiserlichen Thron errichtet. Die verschiedenen Mitglieder des Konzils halten ihre Gottesdienste in ihren eigenen Kirchen, während die Eröffnung des Konzils jeglicher religiösen Zeremonie entbehrt. Beim Erscheinen des Kaisers, der von dem großen Magier begleitet ist, spielt das Orchester die Hymne der Vereinten Nationen, die zu jener Zeit die Kaiserliche Internationale Hymne geworden ist.

Am Schluß der Hymne erhebt sich der Kaiser von seinem Thron. Mit großartiger Gebärde dankt er den Musikern und wendet sich an das Konzil: "Christen aller Glaubensbekenntnisse! Meine geliebten Untertanen und Brüder! Seit Beginn meiner Regierung, die der Allmächtige mit so wunderbaren, glorreichen Werken gesegnet hat, habe ich nicht ein einziges Mal Anlaß gehabt, unzufrieden mit euch zu sein. Ihr habt stets nach Glauben und Gewissen eure Pflicht erfüllt. Aber das ist mir zu wenig. Meine aufrichtige Liebe für euch, geliebte Brüder, verlangt nach Ergänzung und Erwiderung durch euch. Ich will, daß ihr mich nicht aus Pflicht, sondern aus dem Gefühl herzlicher Liebe als euren wahren Führer bei jedem Werk anerkennt, das für das Wohl der Menschheit unternommen wird. Also wollte ich, abgesehen von dem, was ich für alle tue, euch besondere Gnade erweisen. Christen, womit könnte ich euch glücklich machen? Was kann ich euch geben, nicht als meinen Untertanen, sondern als meinen Brüdern des einen, gleichen Glaubens? Christen! sagt mir, was euch das Teuerste am Christentum ist, damit ich mich in dieser Hinsicht bemühe."

Als er innehält, entsteht im Tempel große Unruhe. Die Mitglieder des Konzils flüstern untereinander. Papst Petrus führt eine ernste Unterredung mit seiner Umgebung; ebenso Professor Pauli. Vater Johannes beugt sich über eine Gruppe orthodoxer Bischöfe und katholischer Mönche und bemüht sich, auf sie einzuwirken. Nach einigen Minuten des Schweigens wendet sich der Kaiser widerum an das Konzil, jetzt mit einer leisen Spur von Verdruß: "Liebe Christen!" sagt er, "Ich begreife, daß es euch schwer wird, mir schnell und unumwunden zu antworten. Ich will euch helfen. Ihr seid zu eurem Unglück seit so unvordenklichen Zeiten in verschiedene Bekenntnisse und Parteien zerfallen, daß ihr kaum noch einen einzigen Gegenstand gemeinsamer Neigung besitzt. Wenn ihr jedoch nicht untereinander übereinstimmen könnt, so hoffe ich doch, alle eure Parteien damit zu vereinen, daß ich ihnen allen die gleiche Liebe bezeige und die gleiche Bereitschaft, dem wahren Streben einer jeden Partei Genüge zu tun. Liebe Christen! Ich weiß, daß für viele und nicht die letzten unter euch die geistige Autorität das Teuerste am Christentum ist. Sie ist seinen gesetzmäßigen Vertretern selbstverständlich nicht um ihres eigenen Vorteils willen, sondern um des gemeinsamen Heils willen verliehen worden, denn auf dieser Autorität beruhen die rechte geistige Ordnung und sittliche Disziplin, die alle brauchen. Liebe Brüder — Katholiken! O, wie gut begreife ich eure Anschauung! Wie gern möchte ich meine Herrschaft auf die Autorität eures geistigen Oberhauptes stützen! Denkt nicht, dies seien Schmeicheleien und leere Worte. Feierlich erklären wir kraft unseres selbstherrlichen Willens: Der oberste Bischof aller Katholiken, der römische Papst, wird von heute ab wieder auf seinem Stuhl

in Rom mit allen früheren Rechten eingesetzt und genießt alle Privilegien dieses Titels und Katheders, die ihm jemals von unseren Vorgängern seit Kaiser Konstantin dem Großen verliehen worden sind. Ich verlange dafür nichts weiter von euch, Brüder — Katholiken, als eure innere, von Herzen kommende Anerkennung, daß ich euer einziger Verteidiger und Beschützer bin. Wer mich nach Gewissen und Gefühl als solchen anerkennt, der komme her zu mir!"

Bei seinen letzten Worten deutet der Kaiser mit dem Finger auf die leeren Bänke der Tribüne. Unter freudigen Rufen "Gratias agimus! Domine! Salvum fac magnum imperatorem!" (Dank Herr, Heil unserem großen Kaiser!) betreten nahezu alle Würdenträger der Katholischen Kirche, die Kardinäle, die Bischöfe und die meisten Gläubigen sowie fast die Hälfte der anwesenden Mönche die Tribüne. Sie alle verneigen sich vor dem Kaiser und nehmen dann Platz. Unter aber, aufrecht und schweigend wie ein Marmorbild, sitzt Papst Petrus II. Der Kaiser wirft einen erstaunten Blick auf den Heiligen Vater, wendet sich dann den anderen zu und erhebt seine Stimme: "Liebe Brüder!" ruft er. "Ich weiß wohl, daß unter euch auch solche sind, für welche das Teuerste am Christentum seine geheiligte Überlieferung ist, die alten Symbole, die alten Gesänge und Gebete, die Bilder und die Ordnung des Gottesdienstes. Und in der Tat, was könnte einem religiösen Gemüt teurer sein? Wisset denn, Geliebte, daß ich heute das Statut eines Weltmuseums für christliche Archäologie unterzeichnet habe und reiche Mittel für seine Errichtung in unserer ruhmeswürdigen kaiserlichen Stadt Konstantinopel angewiesen worden sind."

Ein großer Teil der Hierarchie aus Osten und Norden, die Hälfte der ehemaligen Altgläubigen und mehr als die Hälfte der orthodoxen Priester, Mönche und Laien betreten unter freudigen Rufen die Tribüne und lassen sich auf den Bänken nieder. Vater Johannes rührt sich nicht vom Fleck. Er seufzt laut, und erst als die Schar um ihn sich sehr gelichtet hat, verläßt er seinen Platz und nähert sich Papst Petrus und dessen Kreis. Die wenigen Orthodoxen, die sich denen auf der Tribüne nicht angeschlossen hatten, folgen Vater Johannes. Wiederum ergreift der Kaiser das Wort: "Bekannt sind mir, liebe Christen, auch solche unter euch, die als höchstes am Christentum die persönliche Überzeugung von der Wahrheit und die freie Auslegung der Heiligen Schrift schätzen. Ich brauche mich nicht ausführlich zu äußern, wie ich darüber denke. Ihr wißt vielleicht, daß ich schon in meiner frühen Jugend ein großes Werk über Bibelkritik geschrieben habe, das zu jener Zeit einiges Aufsehen erregt und den Grund zu meiner Berühmtheit gelegt hat. Wahrscheinlich verdanke ich diesem Buch, daß mir in diesen Tagen die Universität Tübingen die Bitte übermittelte, das Diplom eines Ehrendoktors der Theologie von ihr anzunehmen." Mehr als die Hälfte der gelehrten Theologen gehen zur Tribüne, obwohl einigen offensichtlich nicht ganz wohl dabei zumute ist und manche nach Professor Pauli hinschauen, der sich nicht gerührt hat, sondern gleichsam auf seinem Sitze angewachsen ist. Er hält das Haupt tief gebeugt. Plötzlich springt einer von der Tribüne herunter und rennt auf Professor Pauli und seinen immer kleiner werdenden Kreis zu. Professor Pauli hebt den Kopf, steht auf und geht zwischen den leeren Bänken auf Starez Johannes und

Hilf mir lieben

Herr, es gibt nur zwei Arten von Liebe,
die Eigenliebe und die Liebe zu dir und den andern,
und jedesmal, wenn ich liebe, ist das ein bißchen weniger für dich und die anderen,
ist es ein Schwinden an Liebe,
ein Verlust an Liebe;
denn die Liebe ist geschaffen, um von mir auszugehen und zu den andern zu fliegen.
Herr, was noch schwerer wiegt, ist, daß die Eigenliebe eine gestohlene Liebe ist.
Sie war bestimmt für die anderen, sie hätten sie gebraucht, um leben und sich entfalten zu können,
Ich aber habe es anders gelenkt.
So schafft die Eigenliebe das menschliche Leiden.
Ich habe deine Liebe vergeudet, Herr.
Heute abend bitte ich dich, hilf mir lieben.
Schenk mir, Herr, daß ich die wahre Liebe wieder in der Welt ausbreite.
Hilf mir lieben, Herr.
Hilf mir, meine Liebeskräfte nicht zu vertrödeln, mich immer weniger und die anderen immer mehr zu lieben,
damit rings um mich niemand leidet oder stirbt, weil ich die Liebe gestohlen habe, die er zum Leben gebraucht hätte.

*

Mein Kind, du wirst es nie zustande bringen, genug Liebe in des Menschen Herz und in die Welt zu legen.
Denn der Mensch und die Welt haben Hunger nach einer unendlichen Liebe, und nur Gott allein kann lieben mit einer Liebe ohne Grenzen.
Aber wenn du willst, Kind, gebe ich dir mein Leben, nimm es in dich auf.
Ich schenke dir mein Herz, ich schenke es meinen Kindern.
Liebe mit meinem Herzen, Kind, und alle zusammen werdet ihr die Welt satt machen und sie so retten.

Michel Quoist

Papst Petrus zu. Unten sind nur noch drei kleine Häuflein von Männern, die sich um Starez Johannes, Papst Petrus und Professor Pauli drängen.

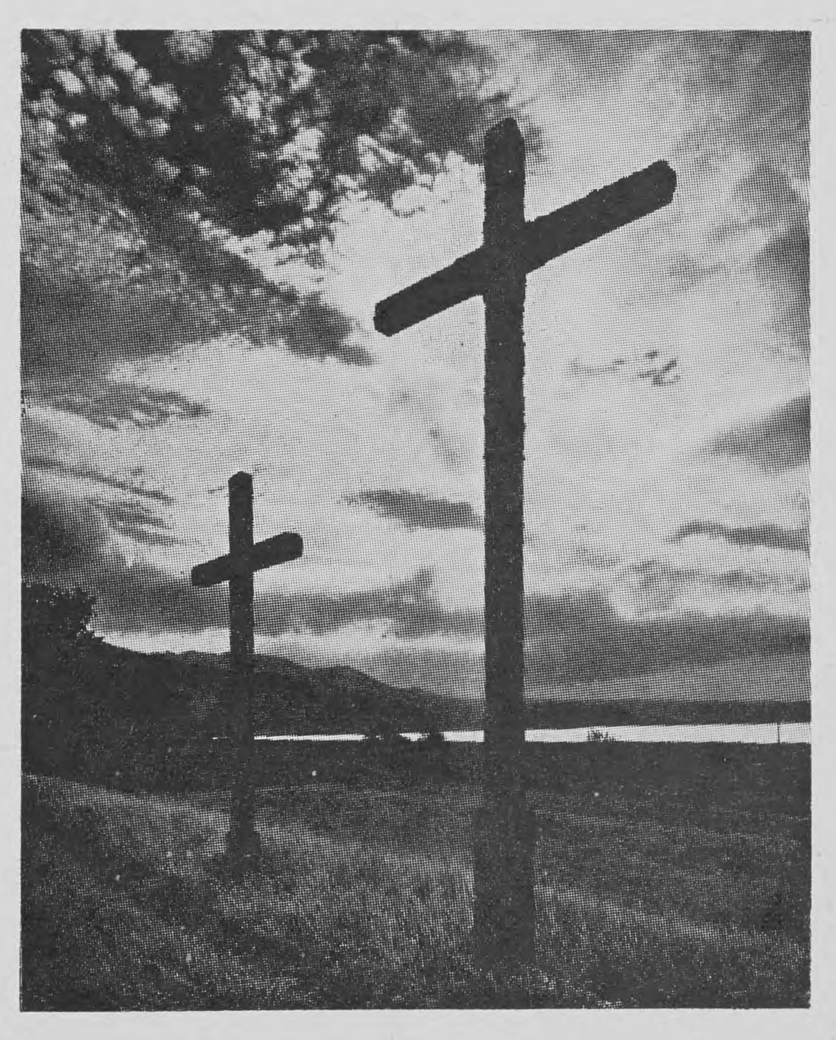
Mit einer von Traurigkeit erfüllten Stimme wendet sich der Kaiser an diese wenigen: "Was kann ich noch für euch tun?" ruft er. "Ich weiß es nicht. Sagt mir doch selbst, ihr Christen, die ihr von der Mehrzahl eurer Brüder und Führer verlassen, die ihr vom Gefühl des Volkes verurteilt seid: Was ist euch das Teuerste am Christentum?"

Als Vater Johannes diese Worte vernimmt, erhebt er sich, hoch und weiß wie eine Kerze, und antwortete demütig: "Großer Herrscher! Das Teuerste am Christentum ist für uns Christus selbst. Er selbst und alles, was von Ihm kommt, denn wir wissen, daß Ihm die ganze Fülle des Göttlichen leibhaftig innewohnt. Aber auch von dir, Herrscher, sind wir bereit, jegliches Heil zu empfangen, wenn wir nur in deiner freigebigen Hand die heilige Hand Christi erkennen. Deshalb antworten wir auf deine Frage, was du für uns tun kannst, ohne Umschweife: Bekenne dich hier, jetzt vor uns zu Christus, dem Sohn Gottes, der fleischgeworden, herniedergestiegen, auferstanden ist, und wiederum kommen wird — bekenne Ihn, und wir werden dich in Liebe annehmen als den wahren Vorläufer Seiner zweiten ruhmvollen Ankunft."

Vater Johannes sieht unverwandt auf den Kaiser, der jetzt verstummt ist. Dann wendet er sich jäh seiner Herde zu. Aus ihm bricht ein Schrei: "Kinder, der Antichrist!" Im selben Augenblick schlägt ein starker Blitz in den Tempel ein und trifft den alten Mann. Ein schrecklicher Donnerschlag ertönt. Kurze Zeit ist alles still, und als die betäubten und geblendeten Christen wieder zu sich kommen, sehen sie Vater Johannes tot auf dem Boden ausgestreckt. Mit einem Male ist der Tempel von dem Klange eines Wortes erfüllt, und das Wort heißt: "Contradicitur!" (Es wird widersprochen.) Papst Petrus erhebt sich, und mit einem von Zorn geröteten Gesicht weißt er mit seinem Stabe auf den Kaiser: "Unser einziger Herrscher ist Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Wer du aber bist, hast du vernommen. Weiche von uns, Kain — Brudermörder! Weiche, Gefäß des Satans! Im Namen Christi stoße ich, der Diener Gottes, dich wie einen räudigen Hund auf ewig aus Gottes Schutz aus und überantworte dich deinem Vater, dem Satan! Anathema! Anathema! Anathema!" (Sei verdammt!) Lauter als das letzte Anathema ertönt das Krachen des Donners. Und der letzte Papst sinkt tot zu Boden.

Im Tempel bleiben zwei leblose Körper und ein dicht zusammengedrängtes Häuflein Christen, die vor Entsetzen halb tot sind. Der einzige, der den Kopf nicht verliert, ist Professor Pauli. Er nimmt ein Stück Papier, das einer der kaiserlichen Sekretäre zurückgelassen hat, und beginnt zu schreiben. Als er fertig ist, steht er auf und liest vor:

"Ruhm und Preis unserem einzigen Erlöser, Herrn Jesus Christus! Nachdem unser hochseliger Bruder Johannes, Haupt der östlichen Christenheit, den großen Betrüger und Feind Gottes als den leibhaftigen Antichrist entlarvt hat, wie es in der Heiligen Schrift geweissagt ist, und unser hochseliger Vater Petrus, Haupt der westlichen Christenheit, ihn nach Recht und Gesetz für immer aus Gottes Kirche ausgestoßen hat, verfügt das in Jerusalem versammelte ökumenische Konzil der Gotteskirchen heute angesichts der Körper dieser beiden für die Wahrheit erschlagenen Zeugen Christi: Jede Gemeinschaft mit dem Ausgestoßenen und seinem schändlichen Klüngel ist abzubrechen. Wir begeben uns in die Wüste und erwarten dort die gewißliche Ankunft unseres wahren Herrschers Jesus Christus." –



. . . denn dort ist das Leben

Erzählung von Heinz Haller

Fremd und bleich hängt die Sonne über Castel del Monte. Grauer Dunst steigt über der Ebene gegen die Zinnen und Türme, nimmt dem Land Licht und Farbe, verdüstert den Tag. Klotzig und ungefüg, wie von Zyklopenfaust auf den Berg gesetzt, dräut die Burg ins Tal. Kein Laut dringt aus dem steinernen Grau.

Auch das tiefe Seufzen eines Mannes, der sich eben von seinem armseligen Lager erhebt, verweht ungehört in der Einsamkeit des Burgverlieses. Herzog Meinrad streicht sich die wirren, blonden Locken aus der Stirn. Wendet sich zum schmalen, mit Eisenstäben bewehrten Kerkerfenster. Wie oft hatte er hier gestanden, zu seinen Füßen das fremde, sizilische Land, ein blühender, üppiger Garten Gottes, ein herrliches Stück der Schöpfung. Nun war sein Geschick, mit diesem Land verkettet, ein Geschick, mit dem er lange gehadert hatte. Gewiß, der Hufschlag von seiner Ahnen Fahrten klang noch ungestüm in seinem Blut. Alle hatten in der Gefolgschaft ihres Herrn und Kaisers in italienischer Erde ihr Grab gefunden. Was Wunder, daß auch er Konrad von Hohenstaufen, dem Jüngling auf dem Kaiserthron, die gleiche Treue hielt. Nun war es ihrer aller Schicksalsland geworden, dieses Welschland unter einer glutenden Sonne, mit seinen rauschenden Palmen und fruchtschweren Gärten. Konrads Haupt hatte der grimme Anjou gefordert. Mit ihm hatten die Freunde das Blutgerüst bestiegen, Friedrich von Österreich, Graf Gerhard von Donoratico, Marschall Kroff von Flügelingen, Graf Wolfrad von Veringen und viele andere.

Seit einer Woche wußte Meinrad aus dem Mund des Anjouschen Justitiars, daß ihm gleiches Schicksal beschieden sei.

Viele Tage und Nächte waren seit jener Stunde durch das vergitterte Fenster gekommen und wieder gegangen. Meinrad hatte mit dem Daumennagel Striche in die Kante des Tisches gekerbt. Wie viel Kerben würden ihm noch vergönnt sein? In dunklen Stunden, wenn die Wirrnis seines Herzens ihn erschüttern wollte, trommelte er mit den Fäusten an die kalten Kerkerwände. Aber ihm kam keine Antwort. Seine Seele schrie in Not nach Gott. Doch das Dunkel schien ihm noch dunkler und das Schweigen des Verlieses noch verlorener. Und nicht selten schrie er ein Gebet aus zerrissenem, menschenmüdem Herzen, eine Bitte um die letzte Kerbe im Tischrand. Wie er sie haßte, diese Nächte ohne Licht und Erbarmen. Nur dann und wann, wenn von der See her ein Gewitter gegen die Burg jagte und die Nacht in Aufruhr brachte, vermeinte der Herzog, seines Gottes Stimme zu hören. Wenn im Widerschein der Blitze das rohe Kreuzesholz an der bleichen Wand aufleuchtete, kehrte Ruhe ein in das Herz dieses Mannes, der den Rest seines Lebens mit Kerben maß.

So ging Herzog Meinrad im Gedenken an seines Herrn Passion den eigenen Leidensweg. Er war sich keiner Schuld bewußt. Es sei denn, man halte es wie sein Zwingherr Karl von Anjou, der Heimatliebe und Gefolgschaftstreue mit trügerischer Zunge in Ränkespiel, Verrat und Friedensbruch umgefälscht hatte.

Nun, Herzog Meinrad hatte sein "fiat voluntas tua" gesprochen. Er wollte es auch in aller Demut vollziehen.

Am Abend des Todestages des Herrn kniete Herzog Meinrad vor seinem Kreuz. Das Buch hatte er vor sich auf den Boden gebreitet. Er wußte selber nicht, wie lange er es in Händen gehalten und sich vom Evangelisten nach Golgatha

---

OSTERN

Der Tag der grossen Freude ist da! Der Tag, der uns mit übergrosser Freude erfüllen kann.
Denn: CHRISTUS, der Herr, ist auferstanden.
ER hat den Tod und die Hölle besiegt.
ER sei gepriesen!

✝

Zerbrochen hat Er die Tore der Unterwelt. Hinabgestiegen ist Er in das Reich der Totengeister um auch ihnen zu verkünden. Auch sie sollen erfahren die Kraft Seines Sieges.
ER sei gepriesen!

✝

Am dritten Tage ist Er auferstanden. Er ist den Seinen erschienen. Er wollte sie wahrhaftig trösten, als sie sahen: Er ist in Wahrheit zum Leben zurückgekehrt ER IST NICHT MEHR IM TODE!

Osterlied der Schembala, Ostafrika

hatte führen lassen, immer und immer wieder. Nun war es ihm zu schwer geworden. Die Last der Ketten und die Schwere des Buches hatten seinen Armen die letzte Kraft geraubt.

Da dröhnt Geklirr von Waffen und Rüstzeug den Gang entlang. Viele schwere Schritte erschrekken die Stille. Er hört Stimmen, dunkle und helle, und jetzt — jetzt schiebt einer den eisernen Türriegel zurück. Herzog Meinrad ist aufgesprungen. In der geöffneten Tür drängen sich Ritter und Edelleute. In der Mitte aber steht, herrisch und siegesbewußt, Karl von Anjou. Das Gold der Lilie auf seinem Mantel glänzt im vergehenden Licht des Tages. "Nun, Herzog, solchen Besuch erwartest du wohl nicht! Aber ich sehe, du nützest deine Zeit recht wohl. Drei Tage nach Ostern wird mein Henker sich deiner annehmen. Deine Zeit ist um. Sonst wähnst du gar, ich sei anderen Sinnes geworden. Mitnichten, Herzog . . . Aber laß sehen, womit du deine letzten Tage vertreibst." Mit einer geschmeidigen Bewegung hat Karl die Schrift vom Boden aufgehoben. "Ah, schau, das Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes. Brav, Herzog, sehr brav. Doch, wie du siehst, steht auch am Ende unseres Herrn Jesus — wenngleich er unschuldig, du aber schuldig — der Tod!"

"Nein, Karl von Anjou, dreimal nein!" Mit einem raschen Schritt tritt Meinrad auf seinen Gegner zu. "Nein, schlage nur ein Blatt weiter, Karl, nur ein Blatt — dort ist keine Rede mehr vom Tod. Du" — und jetzt klingt es wie ein Posaunenstoß aus dem Munde des Gefesselten — "da, dort findest du das Leben! Sieg über den Tod!"

Ein Geraune geht durch die Ritterschar. Eisen klirrt auf Eisen. Karl von Anjou winkt ärgerlich ab. "Nun gut, eine andere Sache führt mich zu dir. Wie steht es mit deinem letzten Begehr? Du bist Herzog, wenn auch ein gewalttätiger, todeswürdiger; aber dennoch will ich dir mit königlicher Gunst begegnen. Sprich, welchen Wunsch hast du vorzubringen?"

Herzog Meinrad atmet schwer, greift nach dem Kreuzbild an der Wand, preßt es fest in seine gefesselten Fäuste. "Karl von Anjou, Königssohn aus fränkischem Land, Herrscher über Neapel und Sizilien, du forderst mein letztes Begehr. So höre und sage es denen, die nach mir und auch nach dir kommen werden, daß ich meine Erdenpilgerschaft mit der Gnade des Ostertages beschließen möchte. Laß mich noch einmal als freien Mann, ohne Ketten und härenes Gewand, meinem Schöpfer und Gott in der Feier des Ostertages dienen."

Am Ostermorgen flammen Zinnen und Türme von Castel del Monte in sieghaftem Sonnenlicht, da betritt Herzog Meinrad als freier Mann die Kirche. Ihn blenden nicht funkelnde Rüstungen, noch die Pracht der Gewänder; er sieht nicht die Gaffer, das bunte Volk der Reisigen und Edelleute, er sieht nur das große Licht, das Theodorus eben am Altar entzündet. Wie fernes Meeresrauschen klingen erregtes Gemurmel und Geraune an sein Ohr, als er aufrecht und festen Schrittes durch die Kirche schreitet. Nein, mit all dem hat er längst gebrochen; es liegt weit hinter ihm. Auch die heimatliche Burg, die blauen Wasser der Donau, der Mutter lichte Gestalt und das Reiten an der Seite der Freunde. Aber das Alleluja, dieses strahlende Alleluja, das Theodorus gleich einem Siegesruf ins weite Geviert der Kirche jubelt, das hört Herzog Meinrad.

Kaum ist der erste, antwortheischende Ruf des priesterlichen Freundes verklungen, steht ein neues Alleluja im Raum, ein Alleluja, das kein Ohr je in diesen Mauern vernahm: das Alleluja des Herzogs Meinrad. Mächtig, sieghaft und ungebrochen strebt es zur Höhe, und der es singt, hat alle Sünde und alle Tränen hinter sich gelassen. Noch steht er auf der Erde, breitbeinig, im Schmuck seiner herzoglichen Gewänder, seine Linke am wappengezierten Schwertknauf. Noch lodern seine Augen in letzter Glute, doch seine Seele gehört schon nicht mehr dieser Welt. Und wieder geistert ein Raunen durch die Menge, wenden Ritter und Höflinge unwillig ihre Köpfe, als Herzog Meinrad mit fester Stimme in den Chor der Mönche einbricht und sein "Resurrexit" dem Sieger von Golgatha entgegenjubelt. Christus ist auferstanden, alleluja! Meinrad hat alles ringsum vergessen. Das "Resurrexit" des hohen Tages bedeutet ihm Ende des alten und Anfang eines anderen Lebens. Das "Christus ist erstanden" ist sein Bekenntnis. Und dieses Bekenntnis stimmt ihn heiter und ergeben. Gewiß, er weiß, daß er noch den letzten Schritt seiner Erdenpassion gehen muß; aber er wird ihn als Sieger gehen.

Die Opferfeier ist beendet. Noch kniet Herzog Meinrad in stillem Gebet. Dann erhebt er sich rasch. Wendet sich zum Gehen. Da vertritt ihm Karl den Weg. "Herzog Meinrad — ich löse für diese Stunde deine Fesseln. Dein Alleluja nahm schwere Fesseln von meiner Seele. Du bist heute Sieger über mich. Ich denke, wir stehen nun in der gleichen Schuld und Sühne. Nimm meine Hand — und dann kehre heim zu deiner Burg."

Meinrad zögert einen Augenblick; es ist, als überdenke er, ob eine Umkehr sich noch lohne. Doch schon wendet er das Boot, mit dem er bereits zum jenseitigen Ufer strebte. Mit raschem Griff faßt er Karls ringgeschmückte Rechte. "Christus ist in Wahrheit vom Tod erstanden. In dir und auch in mir. In uns allen. Ihm wollen wir danken." –

Gott braucht zuweilen Menschen, die dem Tag vorauslaufen, ihn anzumelden; aber sie müssen sterben, bevor der Tag kommt. Peter Lippert

*

Wer den Sonntag entweiht, zerreißt mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften den Vertrag zwischen Gott und den Menschen. Ernest Hello

Krönung Mariä

im "Konradsblatt"

Der Mutter nach ihrem Leid

"Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, das heilige Volk dessen, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat." So ruft der heilige Petrus verheißungsvoll mahnend im zweiten Kapitel seines ersten Briefes allen zu, die an Jesus Christus und seine Auferstehung glauben. Aufnahme und Verklärung "in seinem wunderbaren Lichte" ist Krönung und Erfüllung der Erlösung der Menschheit. Verklärung ist ja nicht bloß das ewige Schicksal des menschlichen Leibes in Vereinigung mit der Seele, verklärt wird einst die ganze heilige Schöpfung. Was das auch immer sein mag und wie, wir haben dafür das Wort des Völkerapostels (Röm. 8, 21 ff).

Sehnsucht und Ahnung davon lebten zudem schon seit uralten Zeiten in Geist und Seele der Besten manches Volkes. Erfüllt hat sich bis jetzt diese ewige Verheißung an einem einzigen Menschenkind, an Maria, der Mutter des Auferstandenen und zum Himmel Aufgefahrenen. Wenn die Evangelisten von Maria berichten, geschieht es immer nur in Verbindung mit dem irdischen Leben Jesu. Es ist daher ein logisch zwingender Gedanke, daß Maria als unmittelbarste Mittlerin der Erlösung auch unmittelbar am himmlischen Leben ihres göttlichen Sohnes teilhabe. Christi Verklärung geschah aus eigener Vollmacht, der Macht Gottes, Mariens Aufnahme in den Himmel aber bestätigt in der Vorwegnahme unser aller Verklärung am Ende der Zeiten. "Maria ging uns voran, um uns nachzuziehn", sagt Sankt Bernhard.

Maria hat heute überwunden. Ihr als erster wird die vollkommene Krone ewiger Herrlichkeit zuteil. Im Segen des Salve aeternum grüßt der Weltherr seine verklärte Mutter. Doch auch geschmückt mit der wundervollsten Krone, begnadet vor allen Menschen der Erde und den Geisterheeren des Himmels, beugt sich Maria in Liebe und Demut. Wie sie als Magd des Herrn im armen Hause zu Nazareth beim Engelsgruße ergeben ihre Hände über dem Herzen gekreuzt, so auch in diesem ewigen Augenblicke, der alle Herrlichkeit und Fülle vereint. Es muß schon eine auserwählte Seele gewesen sein, dieser bescheiden liebenswürdige Malerbruder Fra Angelico, um diese innigschöne Mariengestalt uns sichtbar machen zu können! Er heißt nicht ohne Grund der "Engelgleiche". Und seine Engel sind ja wirklich von überirdischer Anmut. Doch wir fahren fort in der Betrachtung: Wenn der Allwaltende solch einzigartige Königsgnade verleiht, dann breitet sich durch alle Himmelskreise unendlicher Jubel. Tönend in Posaunenchören schweben die Engelsheere heran und ihr Salve Regina klingt in den ewigen Räumen wie es nie ein Menschenohr gehört. Der "Engelgleiche" aber malte, was noch Verheißung ist, als vollendete Entfaltung. Hier im Bilde ist die ewige Himmelsrose in unzähligen Blättern um ihre strahlende Mitte aufgeblüht: "Eine unendliche Menge von verklärten, umleuchteten Männern und Frauen aufs herrlichste vollendet" nahen sich in heiliger vollkommener Freude:



"Es jubelt der Verklärten Chor
des Volkes Schar, das fromm geeint
mit heiliger Engel hohen Weisen."

(Notker)

Wer sind die "Ewig-Gestrigen"

Eine Besinnung zur Kölner Synagogenschändung

Von Pfarrer Max Lackmann

"Rheinischer Merkur"

Die Proteste und das Zugreifen der Behörden gegen die antisemitischen und neonazistischen Äußerungen sind gewiß notwendig und erfreulich. Gleichwohl beruhigen sie mich keineswegs. Ich habe den bestimmten Eindruck: Weite Kreise unseres Volkes wälzen mit solcher Lautstärke der Entrüstung aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit die Verantwortung für diese Untaten eiligst auf einen "Sündenbock" ab, auf die zwei jungen Leute aus Köln, auf die "Deutsche Reichspartei" oder auf die fanatische Ludendorff-Bewegung. Viele Zeitgenossen werden im stillen denken: "Man muß natürlich bei der Bedeutung des Weltjudentums und angesichts unserer Verbrechen an ihm auf ein moralisches Alibi vor der Weltöffentlichkeit bedacht sein!"

Gewiß, da nimmt sich die entrüstete Distanzierung von einzelnen verantwortlichen Übeltätern und "Bewegungen" sehr gut aus. Ist sie aber für den Kenner des durchschnittlichen Deutschen von heute voll glaubwürdig? Sind die "Ewig-Gestrigen" wirklich nur die paar Leute, die hinter Schönen und Strunk stehen mögen? Der Bürger der Bundesrepublik sollte sich einmal aufrichtig prüfen, ob er den "Ewig-Gestrigen" wirklich so überlegen ist, wie es offizielle Äußerungen glauben machen. Ein wenig mehr Selbstkritik an dem keineswegs ganz überwundenen "Hitler in uns" stünde uns besser an als ein allzu lautes Geschrei nach der Bestrafung der Übeltäter. Diese Selbstkritik würde unserer nationalen Würde durchaus nichts nehmen. Sie würde sie vielmehr festigen und glaubhaft machen. Der "Ewig-Gestrige" — wer, welcher Deutsche ist das denn eigentlich?

Der "Ewig-Gestrige" ist erst einmal jener Deutsche, der den "anderen", der "anders" ist und denkt als er, nicht nur nicht erträgt — der nicht nur nicht von ihm zu nehmen und zu lernen bereit ist, sondern ihm dünkelhaft und borniert überlegen zu sein glaubt, der seinen guten menschlichen Namen beschmiert und bekleckst und eigentlich erst dann recht glücklich ist, wenn der "andere" durch ihn ersetzt, verdrängt und mundtot gemacht ist. Wir besitzen genügend Dokumente aus deutschen Parlaments- und Parteireden der letzten Jahre, welche die Würde, das Menschentum und das Existenzrecht der "anderen" verächtlich machen, vernichten, ja mit knalligsten Farben der Wertung beschmieren! Oder man beobachte die durchschnittliche Reaktion der Kino- und Theaterbesucher in unseren Städten: Wenn auf Leinwand und Bühne Beispiele des "anderen" (auf dem Gebiet der Moral, der Religion, der Politik, der Nation oder Rassen) erscheinen — wie oft werden sie mit Gelächter, mit Spott, mit Randbemerkungen, mit Unverstand beantwortet!

Man prüfe auch einmal im Kreis der Bekannten, wie viele katholische oder evangelische Christen überhaupt in der Lage sind, den "anderen" aus der anderen Konfession auch nur zu sehen, wie er wirklich ist, geschweige denn ihn als eine Gabe Gottes zu verstehen, die einen bereichern oder auch korrigieren soll oder der einem zur erfüllenden Ergänzung zugeordnet ist. Die Farbtöpfe, mit deren Inhalt man den Namen und das Wesen des Katholiken oder des Evangelischen eiligst zu beschmieren pflegt — oft gnug von keinem geringeren Maße an Dummheit bereitgestellt, als sie die Kölner Schmierfinken leitete!, stehen erstaunlich zahlreich zur Verfügung, und das nicht nur für kaufmännische Angestellte und Bäckergesellen!

Was den "anderen" auf dem nationalen und rassischen Gebiet angeht, so horche man nur aufmerksam hin, wenn de Gaulle in Paris oder eine Zeitung in London eine andere Meinung über dieses oder jenes deutsche Politikum äußert, wie dann der Bundesrepublikaner X am Kaffeetisch sogleich erklärt, daß ihm "der Franzose" oder "der Engländer" ja doch nie "sympatisch gewesen sei!

Der "Ewig-Gestrige" ist aber auch jener Deutsche, für den das "ganz andere", jener geistige Bereich des völlig Zweck- und Geschäfte-freien, das "Religiosum", ein Fremdkörper im einzig als real anerkannten Bereich seiner Maschinen und seines Tanzbodens, seines Büros und seiner Sparkasse ist. 96 v.H. der westdeutschen Bundesbürger zählen sich wohl noch zu einer christlichen Konfession. Einem sehr großen Teil dieser Christen geht die Ehrfurcht vor einem Gotteshause, in dem der "Herr aller Dinge" geehrt and angebetet wird, ebenso ab wie jenen zwei Jugendlichen, die die Synagoge in Köln beschmierten. Beileibe wird es dem Bundesrepublikaner X nicht einfallen, seine Stadtkirche oder den Kölner Dom mit Farbe zu beschmieren. Er weiß ja doch, was sich gehört! Aber das "Religiosum" als solches, das Gotteshaus mit der Wirklichkeit der göttlichen Geheimnisse und der von ihnen erweckten Gemeinde in ihm: das ist ihm gleichgültig, das sagt ihm nichts, das bleibt ihm fremd. Es würde ihm absolut nichts fehlen, wenn die sakralen Bauten verschwunden wären.

Wenn diese "Beleuchtung" der Christlichkeit der Deutschen von 1960 nicht genügt, der prüfe einmal, wie seine Hausgenossen und Straßennachbarn ihren Sonntagvormittag zubringen, oder er beobachte einmal die musealen Benehmensweisen vieler Deutscher, wenn sie alte Kirchen und Kathe-

dralen "besichtigen". Das "Religiosum" (gar nicht zu reden vom spezifisch Christlichen!) gehört nicht mehr zur Wirklichkeit vieler Deutscher von heute. Wir sollten uns da nichts vormachen. Die Schändung des jüdischen Gottes-Hauses trifft die meisten Deutschen von heute nicht im Herzen. Bestenfalls schockiert sie ihm die politische Vernunft. Das jüdische Gotteshaus ist der Masse der Deutschen nur relativ fremder als das christliche Gotteshaus.

Der "Ewig-Gestrige" ist endlich auch jener Deutsche, dem das, was vor seiner Geburt war, also der Zusammenhang der Geschichte im allgemeinen und der Geschichte des jüdischen Volkes im besonderen, eine zu nichts verpflichtende Größe geworden ist. Gewisse philosophische und theologische Meinungen (ich spreche als evangelischer Theologe) von heute bringen zum Ausdruck, wie viele heutige Deutsche — nicht etwa nur der von seinen Eltern und der älteren Generation enttäuschte Jugendliche! — ihre menschliche Existenz verstehen: als ein punktuelles Dasein, jeder geschichtlichen Bindung und Verpflichtung nach rückwärts enthoben, das von Augenblick zu Augenblick existiert oder besser: vegetiert. Was gültig und rechtens ist, was gut oder böse ist ergibt sich aus dem jeweiligen Standort, an dem ich gerade stehe, und aus der Zeit-Situation, in die ich gestellt bin und die ich nach meiner "Fasson" (und natürlich immer zu meinen Gunsten) zu bewältigen habe. Absolut gültige Normen, durch die Bewährung einer menschlichen oder auch nationalen Tradition bestätigt und beglaubigt, gibt es kaum mehr. Andersdenkende Deutsche, denen "Geschichte" noch ein tragendes und bewegendes Lebensgefüge voller göttlicher Segnungen und Verheißungen ist, werden immer mehr zu seltenen Erscheinungen unter uns. Es gehört bereits zur Gestalt des Antichristlichen, geschichtsfremd durch die Zeiten zu schwimmen. Es lohnt sich, darüber einmal nachzudenken.

Ahnten die Kölner Synagogenschänder, an welcher geschichtlichen und religiösen Größe sie sich vergriffen, als sie das Gotteshaus der jüdischen Gemeinde besudelten? Sicherlich ahnten sie dies nicht einmal von ferne. Aber mich dünkt, sie ahnten es so wenig, wie es die Masse der bundesrepublikanischen Christen beider Konfessionen ahnt. Wenn überhaupt, so beschäftigt man sich unter uns mit dem "Juden' 'als einem rassischen oder politischen Problem. Die Geschichte Israels gehört aber zu den geistig fundamentalen Epochen der Welt-Geschichte. Man bekommt weder den göttlichen Entwurf der Welt-Geschichte und des Welt-Zieles noch die Würde des Menschen und des Menschlichen zu Gesicht, wenn man an der Geschichte des israelitischen Volkes vorbeisieht oder sie gar auszulöschen versucht.

Als noch kein Geschichtsschreiber von unseren germanischen Stämmen schrieb und noch kein Politiker und General sich mit germanischen, fränkischen oder keltischen Problemen zu beschäftigen brauchte, da gab es längst eine von dem ewigen Gott für das Ganze der Welt geleitete und gesegnete Geschichte Israels. Um 2000 vor Christi Geburt wurde Abraham zum Stammvater aller Gläubigen berufen; um 1500 vor Christus wirkte Moses und gab Israel (und durch Israel uns!) die heiligen Zehn Gebote; um 1000 vor Christus blühte das Reich König Davids, das Schattenbild des messianischen Reiches Jesu Christi und des neutestamentlichen Gottesvolkes. "Das Heil kommt von den Juden", verkündete der Messias Jesus, selbst nach dem Blut ein Jude, die Geschichte Israels und der ganzen Welt zu ihrer gottgewollten Bestimmung führend.

Wer unter den Christen beider Konfessionen ist sich eigentlich dessen bewußt, daß es in seinem religiösen, kirchlichen und menschlichen Sein einen ständigen legitimen Ort hat: der Tatsache nämlich, daß die Existenz der christlichen Kirche ohne Israel, einer Synagoge neben und außer einem christlichen Gotteshaus in einer Stadt ein greuliches Absurdum, ein unchristlicher Skandal ist? Welcher Christ macht sich noch klar, daß wir als "Söhne Gottes" buchstäblich keine Existenz weder auf Erden noch im Himmel, noch in der neuen Welt hätten, wenn Israel die von ihm durch die Geschichte getragene Offenbarung nicht empfangen und verwahrt hätte und wenn ihre "Erfüllung" in dem Messias Jesus von Nazareth nicht durch die jüdischen Stammväter des Neuen Bundes, die heiligen Apostel, auf uns gekommen wäre?

Eine humanistische Befassung mit dem Problem Israels in unserer Mitte ist sicherlich besser als gar keine oder gar als die Lösung der Massenschlächter von Auschwitz; aber an der eigentlichen Aufgabe der Christen in der Sicht der Offenbarung des Alten und Neuen Testamentes geht sie vorüber. Beanspruchen wir Christen das "Israel nach dem Geist" zu sein, so gehören wir zusammen auch mit dem "Israel nach dem Fleisch", aus dem unser Herr stammt. Denn wir haben den "Geist" nicht ohne das "Fleisch" der jüdischen Geschichte, des göttlichen Wortes beider Testamente, ja selbst der Theologie Israels, der sich auch Jesus bedient hat.

Ich kann mich nicht des Eindrucks erwehren, daß wir Christen — und zwar in beiden Konfessionen — uns längst damit abgefunden haben, daß es nicht Israel im "Israel nach dem Geist", sondern nur die jüdische Synagoge neben den Kirchen gibt. Wir machen bestenfalls in "humanistischen" Beziehungen zu Israel, entsprechend den Bemühungen gewisser katholischer und evangelischer Kreise, sich mit einer "christlichen Koexistenz" beider Konfessionen abzufinden. (Ich weiß natürlich auch um kirchlich-christliche Bemühungen um Israel, aber sie prägen nicht das normale Christen-Dasein in unseren Kirchen!) So aber werden wir Christen schuldig an unseren israelitischen Brüdern. Denn so glaubt die christliche Kirche das Alte und Neue Testament verstehen zu müssen: erst in der Gemeinschaft des Christus, welcher der Jesus von Nazareth ist, wird auch das "Israel nach dem Fleisch" ganz zu sich selbst als "der Knecht Gottes" finden, wird aber auch das eine Volk Gottes aus Juden und Heiden erst seine gottgewollte Erfüllung finden (vgl. Ephes. 2. 13 ff). Die Kirche ohne das Israel nach dem Fleisch ist ein Torso.

Sollte nicht auch das zu dem "ewig-gestrigen" Deutschen gehören, daß wir Christen (wir Kir-

Die Zeitung von Njeschoff

Erzählung von Robert L. Baranieki

Der siebzigjährige Ortsvorsteher Iwan Dimitrisch von Njeschoff fand eines Tages in einer alten Truhe eine noch ältere Zeitung. Und abends in der Stube, als die Petroleumlampe brannte und die Nachbarn zu einem Plauderstündchen erschienen waren, legte Iwan Dimitrisch die Zeitung auf den Tisch.

"Ich will euch heute einmal vorlesen, Nachbarn", sagte er, "was über uns in der Zeitung steht."

Die Nachbarn starrten Iwan Dimitrsch wie ein Wundertier an. "Seit wann kannst du lesen, Iwan Dimitrisch? fragte der fünfundachtzigjährige Wassja Iwantytsch, der wegen seines hohen Alters der Dorfälteste war.

"Oh, ich kann schon lange lesen", sagte Iwan Dimitrisch. "Der alt Pope hat es mich gelehrt. Ganz heimlich. Und weil er nun gestorben ist, habe ich mir gedacht, ich mach euch eine Freude, wenn ich euch aus der Zeitung vorlese."

Iwan Dimitrisch setzte umständlich seine Nickelbrille auf und begann zu lesen:

"In dem Orte Njeschoff, in dem Iwan Dimitrisch Ortsvorsteher ist, kalbt die Kuh des Bauern Ivanoff Kaschin. Das Kalb ist außerordentlich groß und schwer und wird einmal ein guter Stier werden. Wir lassen dem Bauern Ivanoff Kaschin sagen, daß er das Kalb nicht beschneiden lassen soll. Und der zweiten Tochter des Wassja Ivanytsch, der Sostschenka, lassen wir sagen, daß sie nicht soviel nach den Männern sich umsehen soll, sonst wird sich um sie keiner mehr umsehen. Und wir wissen, daß sich der Postkutscher Alexander Alexandrowitsch für sie interessiert. Der Ortsvorsteher soll der dummen Kuh sagen, daß sie den Postkutscher nehmen soll. Und dann soll der Ortsvorsteher Iwan Dimitrisch der Kazja Gussjeff sagen, daß sie ihre Kinder nicht so verdreckt und zerlumpt herumlaufen lassen soll."

Der Ortsvorsteher Iwan Dimitrisch sah auf, nahm seine Nickelbrille ab und sagte: "Ihr habt also gehört, Nachbarn, was in der Zeitung steht. Richtet euch danach! Und denkt daran, daß das alle Menschen auf der Welt heute gelesen haben."

Am nächsten Abend war die Stube beim Ortsvorsteher zum Bersten voll. Alle waren sie gekommen, alles was lebt und atmet im Dorf Njeschoff, um zu hören, was Neues steht in der Zeitung. Und es stand viel darin. Tadelns- und lobenswertes. Es stand in der Zeitung von Geburt und Tod, von Mensch und Tier, von Haus und Hof. Von da ab trafen sich die Nachbarn Abend für Abend bei ihrem Ortsvorsteher. Und manchmal fragte einer der Zuhörer: "Und über mich, Iwan Dimitrisch, steht nichts in der Zeitung?" Und wenn der Ortsvorsteher dann genauer in der Zeitung nachsah, konnte er tatsächlich auch eine Notiz über den Fragesteller finden. So lebten denn die Menschen von Njeschoff zufrieden und glücklich dahin und waren stolz auf die Zeitung, die so viel von ihnen wußte.

Eines Tages nun kam der Landverweser Fjodor Sawwitsch vorgefahren und verbrachte die Nacht im Hause des Ortsvorstehers. Dabei wurde er Zeuge der Vorlesung aus der Zeitung.

"Das ist ja lauter Schwindel", rief er erbost aus. "Erstens ist die Zeitung fünf Jahre alt, zweitens steht so etwas niemals in einer Zeitung und drittens kann euer Ortsvorsteher gar nicht lesen! Aber wenn ihr wissen wollt, ihr Hammelherde, was in der Zeitung steht, dann will ich euch vorlesen.

Ich habe nämlich eine von dieser Woche bei mir. Hört zu, ihr dreimal vernagelten Schafsköpfe!

Seine Majestät, der Zar, wurde vom deutschen Kaiser zu einem

---

chen!) seit Jahrhunderten den Juden los-gelassen (im Gegensatz zum Apostel Paulus, Römer 9-11) und ihn darum der Unmenschlichkeit der "Völker", der Hitler, der Rosenberg, der Streicher und ihrer fortlebenden Geister in Köln über-lassen haben?

Unsere deutliche Distanzierung von der Untat mag und muß sein. Sie ist deutlich gewesen, und sie ist wohl auch gehört worden. Aber noch besser wäre, wenn wir es anläßlich dieses beunruhigenden "Signals" fertigbrächten, die tiefgegründete Solidarität von Juden und Christen neu zu erkennen. Das würde der Weltöffentlichkeit und nicht zuletzt unseren mit Recht sehr erschrockenen jüdischen Brüdern noch mehr helfen. –

Stilblüten aus Polizeiprotokollen

"Als ich den X. zur Ruhe mahnte, weil er in betrunkener Verfassung in den Straßen nicht an sich halten konnte, beschimpfte er mich mit unbeschreiblichen Worten und verglich mich mit außergewöhnlich beleidigenden Figuren, so daß ich zur Ergreifung anderer Mittel gezwungen war und ihm mit dem Gummiknüppel ein paar auf den rückwärtigen Körperteil versetzte, worauf dieser dauernd unartikulierte Laute von sich gab, bis ihm der Atem ausging, worauf er das heulende Elend kriegte und mich bat, ihn heimzubringen, was ich auch tat, weil er mich einerseits erbarmte und zweitens wegen nächtlicher Ruhestörung sowieso zur Anzeige gebracht werden mußte."

"Als ich dem pp. Schnabel mitteilte, daß er wegen Diebstahlsverdachtes verhaftet sei, wurde er einerseits bösartig gegen mich als unschuldiges Vollzugsorgan derselben. Er beschimpfte mich in einer Art, die in keiner Weise den Tatsachen entspricht, weshalb strengste Bestrafung des Schnabel wegen wissentlicher .. Verunglimpfung .. und heimtükischer Gesinnung angezeigt erscheint."

Besuch nach Berlin eingeladen. — Kriegsgefahr im fernen Osten. — In Frankreich wurde eine Maschine konstruiert, mit der man in der Luft fliegen kann. — Die Lage auf dem Baumwollmarkt ist gespannt. — In Sydney und Arizona gibt es Unruhen. — In Kalkutta war ein Erdbeben. — —

Seht ihr, ihr dummgefressenen Wildschweine, so etwas steht in der Zeitung! Aber nicht, ob der oder der unter euch sich einen neuen Rock gekauft, oder die und die einen Liebsten hat, und was die zweijährige Raissa schon alles plappern kann!"

Nach diesen Worten sahen sich die Nachbarn unschlüssig an; schießlich verließen sie aber, einer nach dem anderen, das Haus des Ortsvorstehers.

Am nächsten Abend — der Verweser Fjodor Sawwitsch hatte seine Weiterreise längst angetreten — versammelten sich die Dorfbewohner im Haus des Dorfältesten Wassja Iwanytsch.

"Du bist der Älteste unter uns", eröffnete der Bauer Iwan Kaschin das Gespräch, "jetzt sage uns: was hältst du von den Anschuldigungen des Landverwesers?"

Der fünfundachtzigjährige Wassja Iwanytsch wiegte lange sein Haupt hin und her, ehe er sagte: "Ich werde euch etwas sagen, Nachbarn: Ob die Zeitung fünf Jahre alt ist oder nicht, tut nichts zur Sache. Wichtig ist, daß schichten vorgelesen. Also, das Alter spielt keine Rolle. Und ob die Neuigkeiten von Njeschoff drinnen stehen? Warum sollten sie nicht drinnen stehen? Der Ortsvorsteher hat sie doch vorgelesen. Und vorlesen kann man nur etwas, was drinnen steht. Jetzt frage ich euch: Wie kann jemand wissen, was in der Zeitung steht, wenn er nicht lesen kann?"

Der Bauer Iwan Kaschin hatte noch Bedenken.

"Warum", fragte er Wassja Iwanytsch, "hat der Landverweser solche Lügen gesagt?"

"Das kann ich dir auch sagen", feinte der Dorfälteste. "Weil sie am Hof nicht wollen, daß einer von uns lesen kann, damit wir aus der Zeitung nicht die Wahrheit erfahren."

Das leuchtete allen ein. Und so kam es, daß am nächsten Abend der Ortsvorsteher Iwan Dimitrisch wieder seine Nickelbrille aufsetzte und zu lesen begann:

"In Njeschoff war vorgestern der Landverweser Fjodor Sawwitsch beim Ortsvorsteher Iwan man in ihr noch lesen kann. Unser Pope hatte eine Bibel, die war achzig Jahre alt. Und aus der hat er uns immer wundervolle Ge-Dimitrisch zu Gast. Als der Ortsvorsteher den Nachbarn aus der Zeitung vorlesen wollte, störte der Landverweser die Vorlesung und behauptete, daß der Ortsvorsteher gar nicht lesen kann. Statt daß nun die Leute von Njeschoff diese Beleidigung ihres Ortsvorstehers gerächt hätten, indem sie den Landverweser verprügelten, verließen sie wortlos das Haus. Es ist zu hoffen, daß die Leute von Njeschoff ihr Unrecht gutmachen. Und wenn sie wieder einmal beim Ortsvorsteher Iwan Dimitrisch beisammen sind, dann soll er ihnen das sagen, daß es an der Zeit ist, die Felder zu bestellen, und daß der Neidhammel, der Bauer Iwanoff Kaschin, nicht immer seinen Pflug verstecken, sondern ihn auch jenen Nachbarn borgen soll, die keinen haben."

Der alte Ortsvorsteher Iwan Dimitrisch nahm langsam die Nikkelbrille ab und sagte: "Das, Nachbarn, steht heute in der Zeitung über Njeschoff. Und jetzt: Gute Nacht."

"Gute Nacht, Ortsvorsteher", sagten die Leute von Njeschoff, glücklich darüber, daß über sie wieder etwas in der Zeitung stand. –

Das Christentum ist durch Übergeister in den Ruf gekommen, daß es eine Religion für Sklaven sei, für Geistesarme, für Schwächlinge; viele sprechen das nach und glauben, dadurch stark zu sein. Herrennaturen sagen, die Welt brauche Helden, um wieder in ihre Fugen zu kommen. Gewiß, aber ich weiß, daß gerade das Christentum aus Sklaven Helden machen kann.

Hans Thoma

DIE HEILIGE WOCHE

**Als Jesus von seiner Mutter ging
und die große heilige Woche anfing,
da hatte Maria viel Herzeleid,
sie fragte den Sohn mit Traurigkeit:**

**"Ach, Sohn, du liebster Jesu mein!
Was wirst du am heiligen Sonntag sein?"
"Am Sonntag werd' ich ein König sein,
da wird man mir Kleider und Palmen streun."**

**"Ach, Sohn, du liebster Jesu mein!
Was wirst du am heiligen Montag sein?"
"Am Montag bin ich ein Wandersmann,
der nirgends Obdach finden kann."**

**"Ach, Sohn, du liebster Jesu mein!
Was wirst du am heiligen Dienstag sein?"
"Am Dienstag bin ich der Welt ein Prophet,
verkünde, wie Himmel und Erde vergeht."**

**"Ach, Sohn, du liebster Jesu mein!
Was wirst du am heiligen Mittwoch sein?"
"Am Mittwoch bin ich gar arm und gering,
verkauft um dreißig Silberling."**

**"Ach, Sohn, du liebster Jesu mein!
Was wirst du am heiligen Donnerstag sein?"
"Am Donnerstag bin ich im Speisesaal
das Opferlamm bei dem Abendmahl."**

**"Ach,Sohn, du lieber Jesu mein!
Was wirst du am heiligen Freitag sein?"
"Ach, Mutter, liebste Mutter mein!
Könnt dir der Freitag verborgen sein!"**

**"Ach,Sohn, du lieber Jesu mein!
Was wirst du am heiligen Samstag sein?"
"Am Samstag bin ich ein Weizenkorn,
das in der Erd' wird neu geborn."**

Altes Volkslied

Herbergsuchende Menschheit

Die Flüchtlingskatastrophen der letzten 50 Jahre

Der Mensch unserer Tage ist nicht schlecht definiert, wenn man von ihm sagt, sein wesentlichstes Merkmal liege darin, daß er keine innere Beziehung mehr zur Umwelt, auch nicht mehr zum Mitmenschen habe. Er trägt die Fremde in sich selber und ist ärmer, als wenn er bloß jene Heimat, die in einem geographischen Umriß liegt, verloren hätte. Aber vielleicht sind die vielen Millionen Menschen, die seit Anfang unseres Jahrhunderts aus ihrer Heimat verjagt wurden, äußeres Zeichen und notwendige Folgeerscheinung jener tieferen seelischen Entwurzelung. Denn nicht bloß wer die Heimat verliert, ist ein unsteter Mensch, sondern in einem viel schlimmeren Sinne noch jener, der anderen die Heimat stiehlt. So gesehen ist die Flüchtlingsmisere unseres Jahrhunderts nicht bloß das Ergebnis staatspolitischer Entwicklung, sondern in einem allerletzten Sinn tragische Bilanz einer seelischen Not, die den Menschen unserer Kulturepoche bedrängt. Wenn man sich die großen Flüchtlingsinvasionen der letzten 50 Jahre in ihrer dramatischen Abfolge vor Augen hält, dann ist kaum zu übersehen, daß diesem Geschehen Gesetzlichkeiten zugrunde liegen müssen, die tiefere Wurzeln haben als politische Krisen.

1906 Griechenland. 50 000 Griechen verlassen Ostrumelien, nachdem es die Bulgaren annektiert haben.

1912 Balkan. Erster Balkankrieg. Etwa 100 000 muselmanische Türken fliehen aus Mazedonien und Westthrazien. Der zweite Balkankrieg löst noch umfangreichere Zwangswanderungen aus.

1919 Bulgarien. Friedensvertrag von Neuilly. Bulgarien verpflichtet sich zur Aufnahme von 120 000 Flüchtlingen bulgarischer Volkszugehörigkeit aus den Nachbarländern

1922 Griechenland. Griechisch-türkischer Krieg. Nach dem Vertrag von Lausanne werden nahezu 1,2 Millionen Griechen zwangsweise aus der Türkei nach Griechenland und 600 000 Türken aus den Balkanländern in die Türkei umgesiedelt.

1923 Türkei. Der griechisch-türkische Vertrag und der türkisch-bulgarische Umsiedlungsvertrag sind die Grundlage für die Rückführung von 650 000 Türken in die Türkei.

1933 Emigration aus Deutschland. Bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges steigt die Zahl der Emigranten auf 400 000, davon sind 360 000 jüdischer Herkunft.

1945 Deutschland. Ende des zweiten Weltkriegs wurden etwa 9,6 Millionen deutscher Staatsangehörige im Osten entwurzelt und in der Mehrzahl vertrieben. Das gleiche Schicksal erlitten etwa 7,4 Millionen Deutsche, die seit Jahrhunderten in ost- und südosteuropäischen Ländern ansässig waren. Während etwa 2,5 Millionen Menschen der genannten Gruppen verschwunden sind, leben rund 9,3 Millionen Vertriebene in der Bundesrepublik Deutschland und etwa 3,8 Millionen in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands.

Darüber hinaus suchen unter Zurücklassung all ihres Besitzes täglich Hunderte — zuweilen auch mehr als tausend — Einwohner der sowjetischen Besatzungszone Zuflucht in der Bundesrepublik. Allein im Jahre 1958 kamen 204 000 Menschen, seit 1945 sind es mehr als drei Millonen. Außerdem leben etwa 230 000 ausländische politische Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland. Die Gesamtzahl von 12,83 Millionen Flüchtlingen entspricht etwas weniger als einem Viertel der Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland.

1945 Italien. Aus Dalmatien, Istrien und einigen dalmatinischen Inseln muß das Mutterland 300 000, aus Erythrea, Abessinien und Lybien annähernd 200 000 Menschen aufnehmen. 1947 kommen 15 000 Rückwanderer von Dodekanes und von Rhodos hinzu sowie rund 40 000 internationale Flüchtlinge.

1945 Japan verliert infolge des Zusammenbruchs Korea und seine Vorrechte in der Mandschurei sowie die Inseln Formosa, Sachalin, die Kurilen und die Mandatsinseln in der Südsee. Bis Ende 1951 sollen aus den genannten Gebieten und anderen Niederlassungen der Japaner rund drei Millionen Zivilisten, ebensoviele Armee- und Marinesoldaten nach Japan zurückgekommen sein.

1947 Finnland verliert an die Sowjetunion 1,9 Prozent seines Staatsgebietes und muß deshalb elf Prozent der Gesamtbevölkerung oder rund 400 000 Menschen aus den abzutretenden Gebieten umsiedeln..

1947 Griechenland. 20 000 Erwachsene und 25 000 Kinder werden von den Kommunisten in die Volksdemokratien verschleppt. 750 000 Bauern (ein Zehntel der Gesamtbevölke rung) müssen aus den nordgriechischen Gebirgsdörfern in die geschützten Städte flüchten.

1947 Indien / Pakistan. Etwa acht Millionen Mohammedaner verlassen die Indische Union und suchen Zuflucht in Pakistan; etwa die gleiche Zahl Hindus flüchten in umgekehrter Richtung in die Indische Union. Die fliehende Bevölkerung hinterließ in beiden Fällen das gesamte Vermögen.

1948 Israel. Der jüdisch-arabische Krieg und die Gründung des Staates Israel lösen die arabische Flüchtlingsbewegung aus. Schon in den 30er Jahren hatte Israel wegen Verfolgungen und aus religiös-nationalen Gründen Zuzug aus allen Teilen der Welt. 1948 lebten 650 000 Juden im Lande, 1957 waren von 1 976 000 Einwohnern 1 760 000 Juden. Die Einwanderungsbewegung ist noch nicht abgeschlossen.

1950 Formosa / Honkong. Mehr als zwei Millionen Chinesen flüchten mit den Truppen Tschiangkaischeks nach Formosa. Die Insel ist übervölkert. Die Schätzungen über die

Zahl der in Hongkong lebenden chinesischen Flüchtlinge weichen stark voneinander ab, sie schwanken zwischen zwei Millionen und 670 000; mit einer Million dürfte die Zahl nicht zu hoch angegeben sein. Die Flüchtlinge leben in unvorstellbarem Elend. Außer den chinesischen Flüchtlingen leben in Hongkong etwa 20 000 europäische Flüchtlinge.

1950 Türkei. Bulgarien schiebt 200 000 bis 250 000 Türken über die türkische Grenze ab.

1951 Israel. Etwa 120 000 irakische Juden werden auf dem Luftwege nach Israel gebracht. Aus dem Yemen werden 45 000 Juden umgesiedelt, aus Lybien 32 000, aus Nordwestafrika 55 000 — insgesamt kommen 350 000 Flüchlinge aus dem arabisch-mohammedanischen Raum nach Israel.

1952 Vorderer Orient. Übersicht über die arabischen Flüchtlinge, die im Gefolge des jüdisch-arabischen Krieges aus ihrer Heimat verdrängt wurden: In Jordanien etwa 465 000; im Gebiet von Gaza (Ägypten) etwa 200 000; im Libanon etwa 106 000; in Syrien etwa 80 000; im Irak etwa 6000. Diese Flüchtlinge leben heute noch größtenteils in Lagern.

1953 Korea. 1953 wurden in der Republik Korea neun Millionen Heimatlose gezählt — nach offiziellen Berichten verbleiben auch jetzt noch etwa drei Millionen Flüchtlinge.

1954 Algerien. Etwa eine Million Araber werden durch Kriegseinwirkung von ihren Heimstätten verdrängt. Etwa 400 000 zwängen sich in die Städte. 180 000 fliehen nach Tunis und Marokko.

1954 Vietnam. Fluchtbewegung von rund einer Million Menschen von Norden nach Süden, von denen die überwiegende Mehrheit sich zum römisch-katholischen Glauben bekennt und bäuerlicher Herkunft ist.
1956 Ungarn. Etwa 200 000 Menschen fliehen über die Grenze in benachbarte Länder, vor allem nach Österreich.

1959 Tibet. Schätzungsweise 20 000 Menschen fliehen vor dem Zugriff der rotchinesischen Armee nach Indien, Nepal und Sikkim.

(Zusammenstellung der Flüchtlingszahlen von Middelmann / Ziegler BMVT, Bonn)

3000 anglikanische Vikare fuer Rom

Eine Bewegung in der englischen Kirche

Von Gerd Schmalbrock

"Der Sonntag"

Vor kurzem ging eine Meldung durch die Tagespresse, die Aufsehen erregte: der anglikanische Bischof Stockwood hat den 72 Jahre alten Rice Harris fristlos von seinem Posten als Pfarrer von Carshalton entlassen. Durch die Polizei ließ er ihm die Kirchenschlüssel abnehmen. Was hatte Rice Harris so Abscheuliches verbrochen, daß man derart mit ihm umging? Er hatte sich der katholischen Kirche genähert, weil er die Trennung vor seinem Gewissen nicht länger verantworten zu können glaubte. Ein Einzelfall? Durchaus nicht. Kurz vorher wurde der Redakteur der anglikanischen Zeitschrift "Der Dom", Frederic Davis, wegen der gleichen Anschauung seines Amtes enthoben, und die Zeitschrift, die vom anglikanischen Klerus in der ganzen Welt gelesen wurde, mußte ihr Erscheinen einstellen. Vikar Davis ist bereits auf dem Wege nach Rom, um sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen. Vikar Davis hatte Papst Johannes einen Plan vorgelegt, eine romhörige Übergangskirche in England anzuerkennen. Der Plan ging davon aus, daß den Priestern in England auch nach der Wiedervereinigung mit Rom die Ehe erlaubt sei und daß die Messe weiterhin in englischer Sprache gelesen werden dürfe. Papst Johannes hat dieses im "Dom" veröffentlichte Angebot sorgfältig geprüft, dann jedoch abgelehnt. Nach Mr. Davis, der als Herausgeber einer für den Klerus bestimmten Zeitschrift als bestens informiert angesehen werden kann, gibt es 3000 anglikanische Vikare, die eine Wiedervereinigung der anglikanischen Kirche mit Rom herbeisehnen, und tausend von ihnen erkennen bereits heute die Vorrangstellung des Heiligen Vaters in allen Glaubensfragen an. Die katholische Kirche Großbritanniens gewinnt ständig an Boden, und Mr. Davis erklärte, daß er viele anglikanische Christen kenne, die die Briefkurse des Catholic Enquiry Centre der katholischen Auskunftszentrale in London über die Glaubenslehre der katholischen Kirche lesen und daraus ihre Konsequenzen ziehen. Er selbst habe diesen vorzüglichen Briefkursus an viele anglikanische Mitbrüder verteilt, um zu beweisen, daß die anglikanische Kirche in ihrer Glaubenslehre auch heute noch zutiefst katholisch sei. Die Art und Weise, in der Bischof Stockwood, der sich als fanatischer Vertreter der Geburtenkontrolle bereits unbeliebt gemacht hat, den 72jährigen Pfarrer von Carshalton entließ, zeigt die Nervosität der anglikanischen Hierarchie. Seit der Lambeth Konferenz des Jahres 1920, auf der die anglikanischen Bischöfe sich für die Geburtenkontrolle aussprachen, setzte eine ständige Entfremdung zwischen den Gläubigen und der Hierarchie ein. Es gibt heute schon nur noch eine maßgebliche Stimme in England zu allen Sittenfragen: und das ist die der katholischen Kirche. Selbst nicht mehr in der Lage, Autorität auszuüben, lehnt sich die anglikanische Kirche immer mehr an die protestantischen Kirchen an. Da die anglikanische Kirche jedoch in ihrem Geist zu einem wesentlichen Teil katholisch blieb, entsteht dadurch eine starke Spannung. Denn es ist die Ansicht vieler anglikanischen Vikare und Gläubigen, daß eine Annäherung und Rückkehr zu Rom nicht länger hinausgezögert werden kann, wenn nicht der Gesamtbestand dieser anglikanischen Kirche an das Neuheidentum verlorengehen soll. Die englischen Katholiken haben jedoch ihre Stunde erkannt: sie haben sich zu großen Missionsaktionen entschlossen, bei der jeder Katholik, Laie wie Priester, seine anglikanischen Mitbrüder aufsucht und

Der unentbehrliche Vater

Ein Gespräch über die geistige Autorität

"Sind wir Väter heute denn solche Trottel und Simpel, wie man uns sagt?" fragte drastisch ein Vater von fünf Kindern bei einem Gespräch auf der Hohenheimer Akademie; es handelte sich um die neue Stellung des Vaters in der Familie. Die Frage klang halb humorvoll, halb erbittert. Nein, antworteten ihm beide Referenten, der Stutgarter Arzt Dr. Werner Geist und der Schweizer Soziologe P. Jakob David S.J.: die Väter sind in ihrer Gesamtheit nicht schuld, daß sie die "Gestalt im Schatten geworden sind. Die Haltlosigkeit, der Mangel an Ehrfurcht, an Religion bei der Jugend ist nicht erst die Folge der falschen Einstellung der Väter. In allen Ländern des westlichen Kulturkreises sind die Heranwachsenden seit Ende des zweiten Weltkriegs merkwürdig verändert, im Seelischen wie im Leiblichen. Vielleicht hat es noch nie einen solchen Generationenspalt in der Geschichte gegeben, meinte Dr. Geist, und auch P. David vermutet einen radikalen, unaufhaltsamen Wandel. Doch auch die Jugend ist nicht schuld; sie ist zwar anders, aber nicht schlechter. Nur keine moralischen Verurteilungen in Bausch und Bogen!

Überlegen wir uns zuerst einmal, wie es zum Zusammenbruch der durch Jahrhunderte geheiligten väterlichen Autorität gekommen ist, forderte Dr. Geist seine Hörer auf.

Die Ursachen führen weit zurück. Die Französische Revolution hat man zutreffend als "Aufstand der Söhne" bezeichnet: Aufstand nicht nur gegen die leiblichen Väter, sondern auch gegen die Landesväter und die väterlichen Kirchenhirten. Und auch der himmlische Vater wurde entthront. Dem Aufstand der Söhne folgte der "Aufstand der Massen". Eine allgemeine Demokratisierung trat ein. Auch am Wissen gewann jeder Anteil, und das führte weithin zum Halbwissen. Und auch das halbe Wissen auf dem Gebiet der Psychologie wirkt sich ungünstig aus. Jeder Lehrling weiß dunkel etwas von einem Vaterkomplex und lehnt die Autorität des Vaters als schädlich ab. Umgekehrt denken jetzt viele Eltern, sie machten ja doch alles falsch und nur Fachpädagogen kämen mit der schwierigen Jugend noch zustreich. Auch wirtschaftlich hat der Vater an Bedeutung verloren; für das vaterlose Kind springt im Notfall der Staat oder ein Fürsorge-Verband ein. Hinzu kam eine Verschiebung in der Ehe. Aber durchaus nicht immer freiwillig sind viele Frauen zu den Allein-Erzieherinnen oder Haupt-Ernährerinnen geworden; zwei Weltkriege haben ihnen riesige Bürden auferlegt. Die Erziehung ist schwerer geworden; die Eltern müssen sich viel mehr anstrengen. Früher waren die Eltern und der Pfarrer meist die einzigen Erzieher der Kinder; heute ist der Einfluß von außen oft stärker als der Einfluß durch die Familie. Der Vater, der als Handwerker oder Bauer seine Kinder um sich haben konnte, geht heute in den Betrieb; die Kinder sehen nichts mehr von seiner Leistung. Die einseitige Arbeit als Spezialist hemmt die Entfaltung reicher menschlicher Anlagen. Wie soll dann dieser verkümmerte Mann plötzlich zu Hause die väterliche Autorität sein, die ruhende Mitte, die Bestimmungskraft? fragte Dr. Geist. Zum Erziehen braucht es den voll entwickelten Menschen.

Aber glauben wir nur nicht, daß wir die Vater-Autorität entbehren können! Auch Amerika mit seinem Daddy-Vater,; diesem "Spieljungen und Spüljungen", wird schon etwas bedenklich gegenüber seiner laxen Erziehung; kein zweites Land hat so viele Nervenärzte. Das Kind braucht die Autorität so nötig wie Luft und Brot. Es ist ebenso auf den Vater hin angelegt wie auf die Mutter. Die Mutter bedeutet dem Kind das Leben; sie schenkt ihm die Atmosphäre, die Geborgenheit, das Vertrauen ins Dasein. Der Vater aber vermittelt dem Kind das Draußen und gibt ihm die Richtung. Er führt es ein in die Aufgaben, lehrt es standhalten und nach Grundsätzen handeln; der Vater prägt seinen Charakter und seine Weltanschauung. Er ist dem Kind die Gewissensinstanz, ein Abbild der göttlichen Vatermacht. Man kann geradezu von einem Strafbedürfnis des Kindes sprechen. Viel schädlicher noch als ein zu harter Vater ist ein weicher Vater; der "wehrlose Junge" geht unter im Lebenskampf. Selbst in einer Witwen-Familie bleibt der Vater gegenwärtig, weil Wort und Wesen noch lebendig sind; nicht so bei der verlassenen Familie, die des Vaters Andenken scheut. Die frauliche Frau ist nicht glücklich, wenn sie väterliche Aufgaben übernimmt; sie will den sicheren Mann neben sich, der sie und die

---

anspricht, um sie für die katholische Kirche zurückzugewinnen. Denn das wäre noch der schmerzloseste Weg einer Wiedervereinigung mit Rom. Wenn auch bisher schon dreimal von maßgeblichen anglikanischen Geistlichen Vorschläge für eine Wiedervereinigung der anglikanischen Kirche mit der katholischen Kirche gemacht wurden, und diese durch den Papst abgelehnt werden mußten, so ist man darüber nicht verbittert, sondern sieht ein, daß es im religiösen Bereich keine Kompromißbereitschaft geben darf. –

Kinder führt. Autorität und Ordnung sind wohltätig. Das Gemüthaft-Weibliche und das Willensbetont-Männliche ergänzen sich in ntürlicher Weise.

Die alte Form der väterlichen Autorität stammt aus einem Agrarzeitalter mit seiner patriarchalischen Ordnung, und es ist bei unserer Neubesinnung unerläßlich, daß wir die Veränderung im Übergang zum Atomzeitalter scharf erkennen. Dr. Geist erwähnte hier ein bezeichnendes Erlebnis: Eine zwanzigjährige Studentin wies in einer Unterredung mit ihrem Arzt irgendwelche Dankespflichten, die sie ihrem fürsorglichen Vater schulde, in eiskalter Beweisführung zurück: Die Zeugung sei kein Verdienst, und mit ihrer Ausbildung habe ihr Vater nur seinen eigenen Ehrgeiz befriedigt. Achselzuckend geht die Jugend an einem Anspruch wie diesem vorbei: Ich bin der Vater, das hat Gott so gewollt; du bist mir Dank und Gehorsam schuldig! — Aber doch nur die alte Form der Autorität, die sich auf die bloße Vaterschaft, das Alter, das Geschlecht, den Besitz, den Beruf stützte, ist zusammengebrochen. Was zeitlos ist, hat der Vater behalten. Der Vater verbindet in der Generationenkette die Vergangenheit über die Gegenwart mit der Zukunft. In seiner Person verkörpert sich das große Gottvertrauen und Wagnis: Ich getraue mir, Kinder ins Leben zu rufen und ihnen als Erzieher so hohe Werte mitzugeben, daß sie bestehen können, komme was mag. Unsere Gesellschaft hat man schon eine "Gesellschaft der Angst" genannt. Nichts aber widerspricht der Angst so sehr wie der väterliche Wagemut, und nichts hat unsere Zeit so nötig wie die väterlichen Menschen: auch im öffentlichen Leben, im Staat. Fehlen die 'Väter', wird das Gemeinschaftsleben "brutalisiert und bürokratisiert". Ein falscher Pazifismus entsteht dann aus Mißtrauen gegen die göttliche Institution der Macht (eine dienende Macht), und die Maßnahmen der Gesellschaft werden vaterfeindlich, familienfeindlich. P. David machte auf Gefahren dieser Art auch in der Bundesrepublik aufmerksam.

Aber die beiden Referenten waren keine Schwarzseher. Heute haben wir nur so viel Pessimismus, sagten sie, weil das Neue noch keine Tradition hat. Wie kann oder wird das neue Vaterbild aussehen? Sicher wird sich der Autoritätsanspruch mehr und mehr geistig begründen müssen. Die Väter dürfen nicht resignieren, aber auch keine Brachialgewalt anwenden. Auf Druck antworten die lebenskräftigen Jugendlichen mit Rebellion und die schwachen nehmen seelischen Schaden. Unbegründete Befehle verfangen nicht mehr; Befehle sollen einsichtig gemacht werden. Das Kind muß lernen, dem Befehl von außen mit der Einsicht von innen entgegenzukommen. Wer hat Autorität? Doch wohl die Persönlichkeit. Aber Dr. Geist wollte ein so gewichtiges Wort vermeiden, das die Väter wieder erschrecken könnte. Deshalb umschrieb er den Begriff der Persönlichkeit. Der Vater, der etwas ist, etwas kann, etwas weiß, findet Anerkennung und Gehör. Er lebe seinen Kindern vor, wie man die Welt geistig durchdringt, wie man sich im Für und Wider verantwortlich entscheidet, wie man Selbstzucht übt. Nicht jeder Vater kann in vielen Fertigkeiten und Wissenschaften zuständig sein, aber auf einigen Gebieten sollte er seinen Kindern imponieren können. In diesem Zusammenhang bedauerte Dr. Geist den Verlust an Geschichtskenntnissen, besonders auch der Akademiker, deren Allgemeinbildung nicht selten hinter der einer Sekretärin oder eines aufgeschlossenen Handarbeiters zurückbleibe.

Und doch ein wichtiger Rat an die Väter: Zeigt euren Kindern eure Liebe, indem ihr an ihren Interessen teilnehmt; anch an der Welt des Sports, der Musik, der Mode! Unsere Väter kannten unsere Welt; die Väter heute müssen die Welt ihrer Kinder erst kennenlernen.

Es gibt manchelei Anzeichen, daß die Zuneigung für den Vater neu erwacht. Eine Zeitlang war der Vater eine bevorzugte Figur in der Karikatur; das ist vorbei. Die SPD erzielte ihren besten Erfolg mit dem Plakat: "Am Samstag gehört Vati mir!", mit dem sie für die Fünf-Tage-Woche warb. Man kann heute immer wieder Väter sehen, die ungeniert einen Kinderwagen schieben oder einen kleinen Kerl im Park, in der Bahn geduldig hüten. Auch in der volkstümlichen Literatur und im Film ("Vater, unser bestes Stück") bekommt der Vater da und dort wieder ein Gesicht. Die Vater-Sohn-Konflikte sind nicht mehr so häufig. Die Eltern und Kinder lassen sich in ihrer Eigenart viel eher gelten als früher. Die Kindergrausamkeit, alte Leute zu verspotten, ist wie verschwunden. — P. David nannte zwei Stichworte für das neue Vaterbild: Stärke und Wohlwollen. Die Frau und die Kinder wollen dem Vater vertrauen. Trauen und Treue hängen sprachlich zusammen. Wem vertraue ich? Dem Stärkeren, Besseren, Erfahrenen. Aber ich muß wissen, daß dieser Starke mir wohlwill, dann kommt mir seine Stärke zugute. Die Jugend verlangt insgeheim nach dem starken, treuen Vater, dem sie vertrauen darf.

Keine Vaterbücher und keine Vaterschulen kommen heute den Millionen Vätern zuhilfe, die sich sorgenvoll um das rechte Verhältnis zu ihren Kindern bemühen. Mehrbändige Werke über Familienerziehung streifen die Rolle des Vaters kaum mit einer Anmerkung, während es Bücher über die Mutter in Fülle gibt. Die Mutter als Gebärerin ist mit dem Kihde von Natur eins; der Vater hingegen muß mehr in einem sittlich-religiösen Akt sein Kind als das seine annehmen: aber erst Vater und Mutter zusammen bilden den Hort neuen Lebens. Dieses neue Vaterbild, wiederholte P. David in der Aussprache eindringlich, müssen wir bewußt in die Öffentlichkeit tragen; auch die Schule könnte hier viel tun. Und einem Kolpingsohn unter den Anwesenden legte er es nahe, das großartige Vaterbild Adolf Kolpings neu für unsere Zeit zu durchdenken. –

Muß schon übertrieben werden, dann in der Milde. Keine Erde ist so dürr, daß sie nicht durch Güte fruchtbar würde.

Franz von Sales

Aus der katholischen Welt

Kolpingssöhne helfen Entwicklungsvölkern — Seit über 100 Jahren wird nach der Idee des Gesellenvaters Adolf Kolping in seinem Werk echter Berufsgeist gepflegt und die Meisterschaft im Beruf angestrebt. Daraus erwächst heute für die Kolpingssöhne die Aufgabe, auch die Entwicklungsvölker mit diesem bewährten Berufsgedanken vertraut zu machen, damit sie die Übernahme moderner Produktionsmethoden auch geistig bewältigen. Die Deutsche Kolpingsfamilie führte schon verschiedene Aktionen durch und plant eine Reihe von weiteren Maßnahmen.

Am 6. Dezember wurde unter geistlicher Leitung eine Gruppe von acht Kolpingssöhnen, die in monatelanger Arbeit geschult worden waren, als Laienhelfer in die Missionsgebiete ausgesandt. Als Handwerker, Gewerbelehrer, Bauführer usw., also in ihren besonderen Berufen, sollen sie sich gemeinsam mit den Missionaren in den Dienst des Gottesreiches stellen. Dabei handelt es sich in den sogenannten Entwicklungsländern vor allem um den Bau und die Einrichtung von Handwerksschulen, Landwirtschaftsschulen und -betrieben, Krankenhäusern usw.; es geht letzten Endes um einen ordnungsgemäßen und gottgewollten Aufbau der menschlichen Gesellschaft, um die Schaffung von katholischen Zentren und die Gründung von Jugendverbänden.

Seit drei Jahren beteilgen sich sechs Kolpingssöhne am Bau der Aussätzigenstation Bisidimo in Äthiopien. Für dieses Projekt wurden von den Kolpingsfamilien durch Spenden 10 000 DM aufgebracht. — Der Bischof von s'Hertogenbosch sandte in Arnheim (Holland) drei holländische Soziologinnen und acht deutsche Kolpingssöhne nach Nyassa (Afrika) aus. Die deutsch-holländische Gruppe wird von einem holländischen Priester geleitet und soll in Nyassaland ein katholisches Zentrum aufbauen. Hierzu gehört der Bau von drei Gewerbeschulen, den die Kolpingssöhne leiten, und die Stiftung von Bildungsorganisationen nach dem Beispiel der Kolpingsfamilien. Für die Verwirklichung dieser Aufgabe haben die Kolpingssöhne aus Deutschland und Vorarlberg 78 000 DM aufgebracht. — In Kenge, Belgisch Kongo, helfen sechs Bauhandwerker und ein Architekt mit beim Aufbau der jüngsten Diözese der Welt. Dort werden gebaut: ein Bischofszentrum, Schulen, Krankenhäuser und Kirchen.

Nach Neuguinea gehen auf Wunsch des "Fliegenden Bischofs" vier junge Handwerker aus der Deutschen Kolpingsfamilie zunächst für drei Jahre, um dort die einheimischen Brüder zu schulen und in ihrem handwerklichen Können soweit zu bringen, daß diese später die Leitung der staatlichen Handwerkerschulen übernehmen können. Die finanzielle Unterstützung hierfür, die der Diözesanverband Paderborn der Deutschen Kolpingsfamilie übernommen hat, beträgt 58 000 DM. — Auf der Insel Formosa bauen Schweizer Kolpingssöhne eine Handwerkerschule. Ein Laienmissionar ist für diese Aktion besonders ausgebildet und hat bereits seine Arbeit auf Formosa aufgenommen. Die Unterstützung aus Spenden der "Schweizer Kolpingssöhne" für diese Aktion beträgt 56 000 DM. — Für Flores, Indonesien, mußte eine besondere Form der Unterstützung gefunden werden, da zur Zeit eine Einwanderung von Europäern nach Flores nicht mehr möglich ist. Deshalb haben die Kolpingsfamilien der Erzdiözese Freiburg ihre materielle Hilfe angeboten, indem sie Traktoren, Landwirtschaftsmaschinen und -geräte, Pkw's und Lkr's kauften und den Styler Missionaren, die auf Flores tätig sind, zur Verfügung stellten. Der Gesamtbetrag dieser Spende beläuft sich auf 120 000 DM.

Damit haben die Kolpingssöhne, abgesehen von allen persönlichen Leistungen, für die genannten sechs Aktionen einen Gesamtbetrag von 312 000 DM aufgebracht: eine wahrhaft beachtliche Summe. Durch ihre praktische und finanzielle Hilfe will die Kolpingsfamilie dazu beitragen, daß die Entwicklungsvölker beim Aufbau ihrer Gesellschaft vor dem verderblichen Einfluß des Kommunismus bewahrt werden.

"Herzen ohne Grenzen". — Über 400 deutsche Flüchtlingskinder aus Lagern bei Stuttgart und Frankfurt konnten Weihnachten in belgischen Familien verleben. Tausend belgische Familien hatten sich bereit erklärt, im Sinne der weihnachtlichen Frohbotschaft bedürftige Kinder aus Deutschland aufzunehmen. Die Gastgeber holten die Kinder zum Teil persönlich mit ihren Privatautos ab. Die Aktion wurde vermittelt durch die katholische Organisation "Coeurs sans frontières" (Herzen ohne Grenzen), die durch praktische Nächstenliebe zur Völkerverständigung beitragen will.

Die katholischen Schulen in Frankreich werden in Zukunft höhere staatliche Zuschüsse erhalten. Der Gesetzentwurf der Regierung wurde im Parlament mit 427 gegen 71 Stimmen angenommen. Seit 1951 erhielten die rund 14 000 freien katholischen Schulen, die von 1,7 Millionen Schülern besucht werden, pro Schüler im Jahr einen staatlichen Zuschuß von nur 16 Mark, obwohl die katholischen Eltern mit ihren Steuergeldern auch die religionslosen staatlichen Schulen mitbezahlen müssen. Der neue Vorschlag der Regierung wird insgesamt etwa 200 Millionen Mark im Jahr für die freien Schulen ausmachen. Das ist etwa ein Zehntel der Aufwendungen, die der französische Staat zu leisten hätte, wenn die Kinder der freien Schulen die Staatsschulen besuchen würden. Die letzteren wären zudem aus Mangel an Lehrpersonal und Schulhäusern heute gar nicht in der Lage, alle Schulkinder zu unterrichten. Trotzdem hat die vereinigte Freigeisterei in Frankreich monatelang einen erbitterten Kampf gegen jede Bezuschussung der freien Schulen geführt und deren Verstaatlichung verlangt. Es war dasselbe Schauspiel, das wir auch aus deutschen Schulkämpfen kennen, daß die Gegner der Bekenntnisschule in ihrer Abneigung gegen Kirche und Religion sich bedenkenlos über die demokratischen Rechte und die Gewissensfreiheit ihrer christlichen Mitbürger hinwegsetzen.

"Übergang zum Kommunismus." — Mit großer Besorgnis sehen katholische Kreise in Kuba die Entwicklung unter der Regierung von Fidel Castro, der kürzlich fast alle gemäßigten Minister aus seinem Kabinett entfert hat. Die Linksradikalen gewannen in der Regierung wie auch in der Einheitsgewerkschaft die Oberhand, zu deren Generalsekretär der ehemalige Kommunist David Salvador gewählt wurde. Der Vertreter der sowjetrussischen Nachrichtenagentur TASS in Havanna (der Hauptstadt von Kuba) hat in einem Pressegespräch mit einer dortigen Studentenzeitschrift die gegenwärtige Etappe der kubanischen Revolution als "logischen Übergang zum Kommunismus" bezeichnet. Um dieser bedrohlichen Entwicklung entgegenzuwirken, wurde kurz vor Weihnachten in Havanna eine "Christlich-Demokratische Bewegung" gebildet. Sie entsprang dem katholischen Nationalkongreß, zu dem Ende November in Havanna über eine Million Katholiken versammelt waren, die ein eindrucksvolles Zeugnis für ihren Glauben und die Kirche ablegten.

Ein Bischof für Israel. — Der Heilige Vater hat kürzlich einen Weihbischof des lateinischen Patriarchen von Jerusalem ernannt, der seinen Amtssitz in Israel, in Hafa oder im israelitischen Teil von Jerusalem, haben wird. Bei seiner Ankunft in Haifa sagte der Weihbischof, Georg Chiappero: "Vielleicht führt meine Mission in Israel zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Israel."

Die Himmelsleiter

Von Franz Schrönghamer-Heimdal

Die Pfandlin ist eine Lange und Dürre, schaut aus wie eine Ungute, und zu bedauern ist, wer sie als Ehegattin haben muß. Ihr Ehegatte ist der Pfandl, ein braver Kamerad.

Aber eigentlich: recht ist ihm geschehen, dem Pfandl, daß er an einen so üblen Nebenmenschen geraten ist. Haben ihn nicht seine Bekannten gewarnt, wie er damals das Heiraten im Sinn gehabt hat? Aber nein, nichts hat er darum gegeben, und gerade die hat er haben müssen.

"Es wird nicht so weit gefehlt sein", hat er auf solche Einwände erwidert und ist richtig hereingefallen. Jetzt hat er's, kann sich den ganzen Tag schinden und rackern wie ein Ochs, kein gutes Wörtl hören Tag und Nacht, aber ungute mehr als genug, und einen schlechten Fraß jahraus, jahrein. In ein Wirtshaus oder auf eine Lustbarkeit ist er die Jahre noch nicht gekommen, so lange er verheiratet ist. Ja, und wie oft sieht man den Armen mit einem verbundenen Gesicht oder mit einem Pinkel auf dem Kopf. Wenn er gefragt wird, was ihm fehlt, dann sagt er, der Imm' hat ihn gestochen, oder er hat sich angestoßen im Stall.

Die Leute wissen gar wohl, wer der "Imm'" ist, denn die Pfandlin ist mit ihren Händen grad so grobauf wie mit ihrem Mundwerk.

Wie wundert sich der Wirt, daß der Pfandl heut' einmal sein Gast ist! Wo muß man denn das hinschreiben, denkt sich der Wirt. Der Pfandl hat sein Pfeiferl zwischen den Zähnen und bestellt einen halben Liter Bier. So fromm und kleinlaut tut er wie in der Kirche, man merkt's gut, daß er in Wirtshäusern nicht daheim ist.

Wie sich der Wirt genug gewundert hat, gibt er dem seltsamen Gast die Ehre und setzt sich hin zu ihm auf ein kurzes Geplauder.

"Und geht's der Pfandlin alleweil gut?" fragt der Wirt.

"Alleweil", sagt der Pfandl, "heut ist sie wallfahrten, weil der Jahrestag unserer Trauung ist."

Das hat sich der Wirt gleich gedacht, daß die Pfandlin heut' nicht um die Wege sein muß, weil der Pfandl in's Wirtshaus geht. Auf der anderen Seite fällt es ihm auf, daß die Pfandlin ihren Eheherrn nicht mit auf die Wallfahrt genommen hat. Und er sagt's auch.

"Warum?" tut der und lutscht an seiner Pfeife. "Sie geht wallfahrten und ich tu' wirtshäuseln heut'. Sie hat das geistliche und ich das weltliche Trumm von unserem heutigen Ehrentag. Sie ruft Unsere Liebe Frau an, daß uns weiter nichts fehlt hinfür, und ich tu' haushüten und auf das Irdische schauen. Sie trinkt beim Lebzelter in der Stadt ein Kaffeesüppel, und ich kauf' mir bei dir eine Halbe. In einer richtigen Eh' ist's wie bei einer Uhr: jeder Teil tut was anderes, das eine Radel läuft so hin und das andere so her, und auf die Letzt' stimmt doch alles zusammen . . . "Jawohl", sagt er wie zur Bekräftigung und stopft sich ein neues Pfeiferl. Dabei tut er so stillzufrieden, als wäre in seiner Ehe alles eitel Glück und Wohlsein gewesen. Und man weiß es doch ganz anders.

Der Wirt schiebt seine Schlegelhaube hin und her: wie soll er jetzt das nehmen, was der Pfandl gesagt hat? Der tut ja, als ob sein Ehestand ein glockenklarer Maitag wär' und nicht so, wie er in Wirklichkeit ist.

"Da sieht man's wieder, wie schlecht die Leut' oft reden", fährt es jetzt dem Wirt heraus.

"Warum?" fragt der Pfandl.

"Nun ja, wie man halt hört", sagt der Wirt. "Die Leut' sagen, deine Alte ist eine Schlimme, und wenn man dich hört, ist's wieder ganz anders."

Der Pfandl pafft ein paarmal, und schaut den Wirt gelassen an.

"Paß auf, Wirt", sagt er dann feierlich, "das Ding hat zwei Seiten. Es kommt bloß darauf an, wie man's anschaut. Ich schau's so an, und die Leut' schau'n es anders an.

Darfst mir's glauben: wie ich die Pfandlin geheiratet hab' hab' ich gnau gewußt, was sie für eine ist. Daß ich mehr Maulschellen und Rippenstöß' krieg' von der als gute Wort' und Brocken in

Christus ist auferstanden

Die Sonne fängt vor Freuden an zu tanzen,
Der Engel steigt herab
Und stellt sich hin zu seines Herren Grab;
Die Wache stutzt, verlässet Helm und Lanzen
Der schache Boden bebt,
Als Jesus sich aus seiner Gruft erhebt;
Die Totengräber zittern,
Maria kommt mit Salben an den Ort
Und höret dieses Wort:
Wen suchet ihr? Der Herr ist auferstanden,
Er ist nicht mehr vorhanden,
Beschaut die Stätte selbst,
Denn was die Augen sehen,
Das läßt das Herz geschehen.

Ernst Stockmann

der Suppe, hab' ich schon gewußt. Siehst, Wirt, und deswegen reden die Leut' von der Pfandlin so ungut. Die schauen sie halt von einer anderen Seite an wie ich.

Aber mir ist die Pfandlin gerade so recht, wie sie ist. Ja, ich hab' mir's genau so gewunschen, wie ich sie gekriegt hab'. Wär' sie anders, meine ich, wär' ich schon längst verdorben."

"Geh weiter", sagt der Wirt, "das glaubst ja selber nicht!"

"Wenn ich dir's sag' ", beteuert der. "Das ist eben das Unrechte von den Leuten, daß sie die Ehe für ein Paradisgart'l halten. Bei mir ist's halt einmal anders, weil ich das Ding von der anderen Seiten anschau'. Paß auf, Wirt! Ich hab' mir die Meine grad' deswegen ausgesucht, weil ich's schon gewußt hab', daß ich bei der ein Leben krieg' wie ein Hund. Ich will keinen Himmel auf der Welt. Ich will, daß mir's recht schlecht geht auf der Welt, drum hab ich mich auf dieser Welt in so ein Fegfeuer gesetzt, weil ich gewiß bin, daß mir nachher in der anderen Welt der Himmel sicher ist. Wenn mir meine Alte einen rechten Saufraß hinstellt, freu' ich mich auf die himmlischen Weintrauben. So hab' ich schon einen Vorgeschmack von der himmlischen Seligkeit. Siehst, das sind die zwei Seiten: die Leut' heißen meine Pfandlin ein wahres Fegfeuer, für mich aber ist sie, wie sag' ich nur, eine wahre Himmelsleiter . . . Jawohl!"

Der Pfandl versteckt sich hinter einer Rauchwolke, daß man nicht sieht, ist's im Ernst oder Spaß. Und der Wirt weiß nicht, wie er daran ist.

Er hat auch nicht mehr lang Zeit zum Nachdenken; denn es geht die Türe auf — wer ist's? Die Pfandlin! "Hab' ich mir's doch gleich gedacht, daß er heut sauft, derweilen ich wallfahrten bin", bemerkte sie und haut mit ihrem spanischen Rohrschirm in die Rauchwolke, daß man den Pfandl seufzen und stöhnen hört.

"Du Höllenteufel!" denkt sich der Wirt, wie die Pfandlin ihren Eheherrn aus dem Winkel holt.

"Du Himmelsleiter", denkt sich der Pfandl; denn er schaut ja das Ding von der anderen Seite an.

Dem Wirt geht die Geschichte mit dem Pfandl lange im Kopf herum. Und er erzählt die Geschichte von der Himmelsleiter einmal dem Lindenmüller.

Der lacht sich den Hals voll und erzählt sie gleich der Seinen.

Die Lindenmüllerin hat ein Mundwerk wie ein Mühlrad, und die Geschichte gefällt ihr so gut, daß man nach drei Stunden in vier Gemeinden die Pfandlin nur mehr "Himmelsleiter" heißt.

Die Steinbergerin, ein altes Basl der Pfandlin, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und bringt die Geschichte an die Himmelsleiter" 'selber.

Die Pfandlin hört die Geschichte von der Himmelsleiter einmal, zweimal, dreimal.

Sie ist drei Tage sprachlos, und der Pfandl will ihr schon den Doktor schicken, ob ihr etwas fehlt.

Am vierten Tage findet sie die Sprache wieder. In einsamer Stunde spricht sie zu sich: "Nein, Pfandl, so wahr ich die Pfandlin bin, dir gebe ich keine Himmelsleiter ab! Schau nur zu, wie du sonst in den Himmel kommen magst, ich bau' dir keine Staffel mehr da hinauf, ich nicht!"

Wie der Pfandl an dem Abend heimkommt, stellt sie ihm mit freundlichem Geschau einen Eierschmarrn hin mit einem Hafen voll Sauermilch mit fingerdickem Rahm obendrauf und wünscht ihm einen guten Appeti.

Der Pfandl tut, als hätte er um die Zeit nie eine magere Molkensuppe mit einer schwarzspinstigen Brotrinde darin gegessen, und als wär's alle Tage so gewesen.

Die Pfandlin ärgert sich innerlich, am liebsten täte sie den Pfandl erwürgen — aber sie macht ihm keine "Himmelsleiter" mehr.

Wie der Pfandl dann ins Bett geht, findet er statt dem Strohsack ein wollweiches Unterbett, und der Pfandl legt sich hinein und sagt: "Ah!" als wär's alle Tage so gewesen. Und die Pfandlin wünscht ihm eine geruhsame Nacht, als hätte sie früher nie ein unrechtes Wörtel gesagt.

Am anderen Tage träumt der Pfandl noch in den wollweichen Federn vom ewigen Paradies, da werkt die Pfandlin schon in Stube und Stall und macht alles fertig, bis er aufsteht. Er sieht's und setzt sich gleich zur Morgensuppe, als hätte er nie eine Stallarbeit getan. Und zur Suppe ißt er die flaumigsten Kräpflein, als hätt' er nie einen erfrorenen Erdapfel hinuntergewürgt.

Um 9 Uhr vormittags sagt die Pfandlin zu ihrem Ehegatten: "Mir ist, der Wirt hat grad' frisch angestochen!" Nimmt den Krug, springt fort und bringt dem Pfandl einen frischen Liter Bier, und der trinkt, als hätte er nie mit einem Strohhalm trankiges Wasser aus dem Wiesengraben gesogen.

Am Abend sagt sie dann: "Du bist ein Mann und mußt mehr unter die Leute. Dir könnte ein Liter Bier nicht schaden. Und da, da hab' ich dir einen Rauchtabak heim, laß ihn dir schmecken . . ."

Sie schiebt ihn sanft zur Tür hinaus und dann sitzt er beim Wirt am Ofentisch und tut, als wär's alle Tage so gewesen.

So geht's jetzt Tag um Tag und die Pfandlin ist beschwingt, weil es ihr so ausnehmend gelingt, ihrem Eheherrn die "Himmelsleiter" zu verderben.

Im Pfandlhaus ist alles wie ausgewechselt seit derselben Himmelsleitergeschichte beim Wirt. Die Pfandlin ist jetzt eine fleißige und umsichtige Hausfrau und das Geschäft kommt in die Höhe. Das Gutsein und das Schöntun mit ihrem Mann ist ihr schon zur Gewohnheit geworden, und sie weiß selber nicht mehr recht, tut sie's noch zum Trotz wegen der "Himmelsleiter" oder weil's auch so geht, — ja, besser wie früher.

Und wie der Pfandl wieder beim Wirt sitzt und gemütlich sein Feierabendpfeiferl raucht, da spielt der wieder auf die Himmelsleiter an und meint, jetzt gehen die Gänge umgekehrt wie früher.

"Ist's wie's ist", sagt der Pfandl, "wie's ist, ist's recht. Jetzt hab' ich den Himmel auch schon auf der Welt. Und da kann man's sehen, daß ein Weib eine Himmelsleiter ist — allemal , ist's so oder so . . ." –

Die Hölle ist die Garantie der menschlichen Freiheit, der Ort, wo der Mensch im Angesicht Gottes mit der geballten Faust für immer sein "Ich will nicht dienen" ausstoßen kann. Fulton Sheen

Sokrates und die "Jugend 1960"

Die Jugend der technischen Wohlstandswelt ist gefährdeter

Von Dr. Norbert Stahl

"Die Jugendlichen lieben heutzutage den Luxus. Sie haben schlechte Manieren, verachten die Autorität und stehen nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten. Sie widersprechen ihren Eltern, verschlingen bei Tisch die Süßigkeiten, legen die Beine übereinander und tyranisieren die Lehrer." Dieser Ausspruch des griechischen Philosophen Sokrates (gest. um 399 v. Chr.) wurde bei einer Tagung der Thomas-Morus-Akademie in Bensberg angeführt.

Nichts Neues unter der Sonne, könnte man sagen. Schon damals haben sie die Süßigkeiten bei Tisch verschlungen; und daß sie damals auch schon "halbstark" waren, dafür ist der illustre Schüler des Sokrates und spätere Feldherr Alcibiades ein Beispiel, der es so toll trieb, daß sogar die Athener, die nicht mehr allzu viel von Sitte und Moral hielten, bedenklich die Köpfe schüttelten. "Die Situation der heutigen Jugendlichen" wäre demnach wirklich nicht neu. Sie ist es aber in mancher Hinsicht doch, und das muß all denen gesagt werden, die neuerdings mit dem Spruch hausieren gehen: "Die Jugend war zu allen Zeiten gleich." Auf diese Weise kann man sich nicht reinwaschen.

Da gibt es zunächst das Problem der sogenannten "Akzeleration", der beschleunigten körperlichen Entwicklung mit nachklingendem geistigen Reifeprozeß. Die Lehrer können ein Lied davon singen. Privatdozent Dr. med. Schwenk, Oberarzt an der Kinderklinik der Universität Köln, stellte bei der Tagung in Bensberg fest, daß Größe und Gewicht der Jugendlichen in beträchtlichem Maße zugenommen haben. Veränderte Umwelt, bessere ärztliche Betreuung und hochwertigere Nahrung, so wurde behauptet, reichten als Erklärung dafür nicht aus. Gleichlaufend mit dieser körperlichen Entwicklung ist eine gesteigerte Reaktionsempfindlichkeit des vegetativen Nervensystems zu beobachten. Auch die Tatsache, daß Jugendliche schon Gefäßverengungen aufweisen, muß bedenklich stimmen.

Ergänzend zu den Ausführungen Dr. Schwenks machte der Direktor des Psychologischen Instituts der Universität Köln, Prof. Undeutsch, die 65 Tagungsteilnehmer in Bensberg mit der Tatsache bekannt, daß die Pubeszenz (geschlechtliche Reifezeit) heute viel früher einsetzt. Bei den Mädchen liegt sie zwischen dem 10. und 15. Lebensjahr, bei den Jungen zwischen dem 11. und 16. Das bedeutet, daß man sich bei den heute 14jährigen am früheren 16jährigen orientieren muß, eine Erscheinung, der vor allem die Eltern heute in vielen Fällen nicht gewachsen sind.

Die praktischen Erziehungsratschläge wurden einige Tage später auf einer anderen Tagung in Köln gegeben, die der Caritasverband in Verbindung mit den Berufs- und Fürsorgeverbänden und dem Bund der Deutschen Katholischen Jugend durchführte. Hier ging es nämlich um den "Jugendschutz". Und der Generalsekretär des Volkswartbundes in Köln, Friedrich Weyer, stellte fest, eine typische Erscheinung unserer Jugend sei, daß sie zu schnell und zu früh in die Welt der Erwachsenen eintrete und sich deren Prinzip des Lebenserfolges zu eigen machen. Dabei betrachte sie die Arbeit lediglich als Mittel zum Zweck. Nicht bereit zu irgendeiner Art von kultureller Bindung erlebten die meisten die Freizeit rein konsumtiv. Rund heraus: Die Jugendlichen verdienen zu früh und zu viel Geld. Gleichzeitig sind sie diesem materiellen Gewinn geistig nicht gewachsen. Die sogenannte "Wohlstandskriminalität" ist die Folge.

Während in der Bundesrepublik der Anteil der Erwachsenen an der Kriminalität abzusinken beginnt, steigt jener der Heranwachsenden. Die Kriminalstatistik verzeichnet einen Anstieg von 12,9 Prozent. Diese Erhöhung betrifft fast ausschließlich die männliche Jugend. Neben den Verkehrsdelikten nimmt vor allem die Beteiligung der Jugend an Gewalt- und Sittlichkeitsverbrechen zu. In Nordrhein-Westfalen stieg die Zahl der verurteilten Jugendlichen von 1950 bis 1957 um fast 120 Prozent. Bei den Delikten Raub und Erpressung gab es einen Anstieg um fast 300 Prozent (!) Die Zahl der Jugendlichen erhöhte sich in diesem Zeitraum um etwa zehn Prozent. Wenn man diese Zahlen betrachtet, auch unter dem

---

Brückenschlag

JW "Fair play" wird auch in der Sportpresse immer mehr zur eusgesprochenen Mangelware. Das sieht man an der Berichterstattung über das Europacupspiel zwischen Rotem Stern Belgrad und Wolverhampton Wanderers. Hier die Darstellung zweier Zeitungen:

"Narodni Sports", die jugoslawische Sportzeitung: "Roter Stern hatte gegen die Wölfe zu kämpfen, welche sich in der Hauptsache aus wilden Tieren und Schurken zusammensetzten. Sportliche Vorbilder, die mit dem Namen Englands immer verknüpft waren, scheinen nicht mehr zu existieren."

"Daily Express" drückte sich so aus: "Wolverhampton spielte einen superben Fußball, die Spieler hielten ihre Nerven im Zaum und kombinierten auch ganz vorzüglich. Selbst als die Spieler vom Roten Stern unsere Boys schwer foulten und sich selbst mit den Zähnen in den Trikots der Wolverhamptoner verbissen."

Sport angeblich der beste Brückenschlag zwischen den Völkern. . .

Vorbehalt, daß sie einer Statistik entnommen sind, muß es besorgniserregend sein, daß die Polizei materiell und personell, wie Kriminalpolizeirat Dr. Hugo in Köln ausführte, nicht in der Lage ist, die "an sich ausreichenden Gesetze zum Schutz der Jugend" auszuschöpfen.

Pflichten wir nur der Meinung bei, daß unsere Jugend nicht schlechter sei als Alcibiades und seine Gefährten, so muß doch eines festgestellt werden, daß sie in einem beängstigenden Maße in der technisierten Wohlstandswelt gefährdeter ist. Und daraus kann sich leicht entwickeln, daß sie schlechter wird. Amtsgerichtsrat Gatzweiler (Bonn) erklärte in Köln klipp und klar: In vielen Fällen müßten nicht die Jugendlichen, sondern deren Eltern bestraft werden. Die viel beredeten Jugendprobleme scheinen in der Tat in starkem Maße "Elternprobleme" zu sein. Gatzweiler erläuterte das an dem Beispiel einer Privatschule. Eine Klasse dieser Schule hatte sich einen Jazzkeller zugelegt, in dem eines Tages Dinge geschahen, die das Licht der Öffentlichkeit scheuten. Der Direktor informierte daraufhin die Eltern der Schüler in "eingeschriebenen Briefen" über die Geschehnisse. Er erhielt nicht eine einzige Antwort! Das Beispiel lehrt, daß die Errichtung von "Elternschulen", in denen Erziehung auf dem Lehrplan steht, keine unsinnige Forderung ist.

Letztlich also geht es doch wohl nicht darum, feststellen zu können, daß unsere Jugend nicht schlechter ist als in früheren Zeiten. Es kommt vielmehr darauf an, alle Mittel einzusetzen, daß sie besser wird. Und, um noch einmal auf Sokrates zurückzukommen, wenn sie die Süßigkeiten bei Tisch verschlingen und die Beine übereinanderschlagen, so ist das nicht allzu schlimm. Aber die Tatsache, daß ein Mädchen, wie Dr. Denk ausführte, nach sechs schlechten Filmen innerlich bereit ist zum Fall, sagt sehr klar, wo der Wurm an unserer Gesellschaft nagt. –

Alte Liebe rostet nicht, aber sie knarrt doch, wenn sie nicht mit dem Öle der christlichen Geduld gesalbt wird.

Unser Tischgebet

Von Prof. Dr. Balthasar Fischer

Es ist richtig, daß die Leute in den Kirchen gewöhnlich laut und kräftig mitbeten, wenn in der Messe nach dem Kanon in der Muttersprache das Vaterunser angestimmt wird. Aber ich muß gestehen, ich werde manchmal das Gefühl nicht los, daß die meisten sich nicht klar sind, warum gerade jetzt auf einmal das Vaterunser an der Reihe ist. Das Vaterunser steht nämlich seit den ältesten Zeiten an dieser Stelle der Messe als unser Tischgebet. Die geheimnisvolle Opfergabe auf dem Altar ist dem himmlischen Vater dargebracht worden, und das anwesende Volk hat durch sein großes Amen seine Unterschrift unter diese Darbringung gesetzt. Nun wird das Opfermahl gerüstet; die Opfergabe vom Altare soll ja nach dem Willen des Meisters unser aller Opferspeise werden. Das erste, was wir bei der Zurüstung dieses heiligen Tisches tun, ist, daß wir miteinander das Tischgebet sprechen (oder daß der Hausvater es bei der gesungenen Messe in unser aller Namen singt).

Als gutes Tischgebet spricht es nicht gleich von der Speise, die uns bereitet ist, sondern lehrt uns aufschauen zu dem, der sie uns bereitet hat: Vater unser, der du bist im Himmel. Und dann werden wir daran erinnert, daß die geheimnisvolle Opferspeise vom Altar zuerst Opfergabe gewesen ist, Opfergabe unser aller, die wir dargebracht haben, um den Namen des Vaters im Himmel zu preisen, um das Kommen seines Reiches zu erflehen, um uns neu hineinzugeben in seinen heiligen Willen. All das fassen wir noch einmal zusammen, wenn wir beten: Geheiligt werde dein Name; zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

Jetzt erst geht unser Blick auf die Speise selbst, und wir tun das, was der letzte Sinn alles Tischgebets ist; damit die heilige Gottesgabe uns nicht zur Selbstverständlichkeit und zur Alltäglichkeit wird, erflehen wir sie täglich neu und sagen: Unser tägliches Brot gib uns heute. Aber wir haben das kaum gesagt, da spüren wir, daß an diesem heiligen Tisch ein anderes Gesetz waltet als am Familientisch daheim. Wir spüren, daß wir dieser Speise auch nach allem Beichten und Büßen niemals würdig sind, daß da immer das tägliche, läßliche Fehlen und Versagen ist, das uns das Herz schwer macht, wenn wir an den Tisch des lebendigen Gottes treten sollen. Da bleibt uns nichts, als voll kindlichem Vertrauens zu sagen: Vergib uns unsere Schuld, und wir wissen, daß sie uns vergeben ist.

Aber wir fügen zu dieser Schuldbitte ein Wörtchen hinzu, das für unsere Kommunionfrömmigkeit von der größten Bedeutung ist: wir sagen: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Wir wissen und wir sprechen es im Tischgebet aus, daß wir uns nur im Geist verzeihender Liebe zu den Brüdern diesem Brudermahle nahen dürfen. Die uralte Zeremonie des Friedenskusses, die wir beim feierlichen Hochamt noch am Altar beobachten und die einst durch die ganze Kirche wanderte, ist nichts als eine äußerlich sichtbare Darstellung dieses Geistes verzeihender Bruderliebe, ohne den all unsere eucharistische Frömmigkeit hohl und leer wäre, auch wenn wir jeden Morgen an der Kommunionbank knieten.

Schließlich bitten wir noch um zwei Früchte des wunderbaren Mahles, auf das wir zugehen, zwei Früchte, um die dann der Priester mit immer neuen Worten in den Postkommunionen bittet: um das Bewahrtbleiben vor gefährlicher Versuchung, in der unsere Schwachheit zu Fall kommen könnte, und um endgültige Erlösung von dem, den die Bibel "den Bösen" nennt und der kein anderes Ziel hat, als das in uns zu zerstören, was die geheimnisvolle Speise, die wir nun genießen sollen, in uns aufbaut.

Das also ist unser wunderbares Tischgebet, jedesmal wenn wir uns rüsten, zum heiligen Tisch hinzuzutreten, den uns Christi Liebe bereitet hat. Sollten wir es nicht ein klein wenig langsamer und nachdenklicher beten? –

Bistum Rom hat Priestermangel

Zum Beginn der römischen Diözesansynode

Die am 25. Januar begonnene Synode des Bistums Rom hat schon ein gutes gehabt: es liegen jetzt die neuesten und wohl zuverlässigsten Zahlen über die Lage Roms in seelsorglicher Hinsicht vor. Danach hat Rom am 1. Januar 1959 2 042 000 gemeldete Einwohner. Rom hat 608 Kirchen und Kapellen. Davon liegen die Hälfte im Dreieck Vatikan-Quirinal-Monte Coelio. 1911 wohnten hier noch zirka 70% der Einwohner. Damals hatte Rom 710 000 Bürger. Heute wohnen in diesem Dreieck noch 25% Prozent. 1911 ließ der Heilige Pius X. Rom einmal genau statistisch erfassen: es gab 46 Pfarreien. Heute gibt es 153 und 38 Seelsorgsstellen, seit 1952 eine Zunahme von 51. Das Päpstliche Werk zur Erhaltung des Glaubens hat also viel geleistet. Und trotzdem sieht es nicht gut aus mit der Seelsorge. Dabei darf man schon gar nicht unsere Maßstäbe mit regelmäßigem Kirchenbesuch, Christenlehre, Sakramentenempfang anlegen. Die Römer sind ein uraltes Stadtvolk und die Zuwanderer verändern das Bild wenig. Immer wieder muß man feststellen, daß die Leute ihre Pfarrei nicht kennen. Man kann das bei Taufen und Trauungen zum Beispiel in St. Peter erfahren. Also von Pfarrbewußtsein ist keine Rede.

Das alles wäre nicht so schlimm, wenn genügend Priester vorhanden wären, das heißt "Leutpriester", also richtige Pfarrseelsorger. Wenn man von Priestermangel in Rom spricht, werden einem die Pilger, die Rom gesehen haben, ungläubig anschauen. Denn sie haben Wolken von Klerikern in Talaren gesehen. Je näher nach St. Peter, desto dichter. Und doch stimmt es. Man muß daran denken, daß hier die Verwaltung der Weltkirche ist. Man stelle sich mal eines Morgens an die Pforte St. Anna oder an die unter dem Glokkenturm — es gehen sehr viele Priester morgens in den Vatikanstaat, um in den Kongregationen und Kommissionen zu arbeiten. Man glaubt sofort, daß es sich um einen Priesterstaat handelt. Die Schweizergarde, die es wissen kann, meinte, es seien zwischen 230 und 250. In der letzten Zeit sind es weniger, weil einige Kongregationen in den Gebäuden recht und links der Peterskirche auf dem Pius-XII.- Platz beschäftigt sind. Dazu kommen dann noch diejenigen ,die im Kallistus-Palast ihre Dienststelle haben. Im ganzen werden zirka 500 Priester im Dienste der Weltkirche stehen. Dann kommen die Orden, deren Generalskurien sich hier befinden. Es gibt allein über 500 Jesuiten in Rom, in den verschiedenen Studienhäusern, der Gregoriana, dem Bibelinstitut, dem Orientalischen Institut usw. Die Gregoriana hat allein 121 Professoren, das Bibelinstitut 23, das Orientalische Institut 30. Augenblicklich machen genau hundert junge Jesuiten in Rom ihre Spezialstudien. Wir haben hier nur einen Orden, allerdings den größten, genannt. Die großen Orden haben aber alle ihre Studienhäuser hier: Das Angelicum der Dominikaner, das Antonianum der Franziskaner, das Anselmianum der Benediktiner usw. Hinzu kommen die vielen verschiedenen Seminarien der einzelnen Nationen mit zirka 5000 Studenten, alle im Talar, aber keiner für die Seelsorge Roms bestimmt. Priestermangel? Ja, großer Priestermangel. Die neuesten Zahlen besagen, daß für die 134 Pfarreien und 53 Seelsorgsstellen 150 Weltpriester als Pfarrer und 240 Kapläne verfügbar waren. Ihnen stehen zur Seite zirka 50 Ordenspriester als Pfarrer und 80 als Kapläne. Es versteht sich, daß die Ordensleute helfen müssen und sie tun es auch. Die meisten der neuen Pfarreien haben Ordensleute als Pfarrgeistliche, weil eben keine Weltpriester in Rom vorhanden sind. Das bedeutet schlicht, daß auf 3000 bis 4000 Einwohner Roms ein Seelsorgspriester kommt: 500 für das Bistum Rom von zwei Millionen Katholiken, die oft erst in die religiöse Praxis eingeführt werden müssen. Schulunterricht darf der Geistliche praktisch nur vor der ersten Beichte und Kommunion geben.

Mehr können die überlasteten Pfarrgeistlichen und die wenigen Religionslehrer auch nicht tun. Viele Ordensleute helfen durch Messelesen und Beichthören, aber was ist das für so viele und so ungenügend unterrichtete Gläubige? Dabei kommen von den Weltpriestern nur gut ein Drittel aus Rom selbst, die anderen kommen aus anderen Bistümern, die noch genug Berufe haben. Darum weist P. Lombardi ja immer auf die Möglichkeit der Hilfe hin. Es müßten wenigstens 50 Weltpriester jedes Jahr geweiht werden. 1959 wurden aber nur 15 geweiht und das war noch viel. Und noch schlimmer: die Berufe nehmen ab statt zu. Das Große Seminar hatte dieses Jahr nur 42 Theologen. Über die Gründe können wir hier nicht sprechen, es gäbe eine etwas kritische Studie, die Fremde lieber nicht schreiben. Es liegt — ganz allgemein gesagt — an der Erziehung in Elternhaus, Kirche und Schule, wie überall.

Wir werden aber jetzt unseren Heiligen Vater besser verstehen, daß er seit seinem Regierungsantritt immer wieder auf die Lage seiner Bischofsstadt hingewiesen hat und wollen beten, daß die Synode Roms Mittel und Wege findet, zuerst diesem Priestermangel abzuhelfen. Ein schwerer, aber unumgänglicher Weg. – P.E. Sch.

Nur was wir von ganzem Herzen lieben, wird unser Eigentum.

Meyer-Erbach

*

Der wahrhaft Liebende kommt allem Fordern schon zuvor.

P. Lippert

*

Gott konnte nicht überall sein, deshalb erschuf Er die Mutter.

Eschelbach

Der Sternewirtl

Aus dem Erinnerungsbüchlein eines Schwarzwälder Dorfschulbuben

Von Rochus Dörrer

Kein Foto, keine bronzene Tafel an einem Gebäude, weder eine Straße noch eine Stiftung erinnern an den Sternewirtl: Er lebt aber trotzdem in der Erinnerung seiner Landsleute weiter, obwohl auch auf dem Kirchhof kein Grabkreuz mehr an diesen Schwarzwälder erinnert. Der Sternewirtl war ein einfacher Dorfmurer, von Martini bis Josefi allerdings auch Kunnehusmetzger, in einem Schwarzwalddorf immerhin ein achtbarer Beruf, der in mancher Hinsicht den Schulz überragte. Den Beinamen Sternewirtl hatte dieser Hausmetzger von seinem Großvater übernommen, der ihm ähnlich gesehen und auch dieselben Handwerke ausgeübt hatte.

Mir als Dorfschulbub war er nicht so sehr der Murer, sondern vielmehr als Hausmetzger sympathisch, ausgestattet mit den Gaben eines guten Gemüts, mit Humor, derbem Mutterwitz und mit dem Talent eines Praktikers, wie man ihn eben damals in einer Gemeinde gut brauchen konnte. Seinen Beruf als Kunnehusmetzger verstand er wie kein zweiter, dazu war er ein echter Tierfreund und ein Dorfpolitiker aus dem Effeff. Der Sternewirtl wohnte in der "Hochebech", in einem stattlichen Fachwerkhaus, daneben ein Bach plätscherte, der einen Steinwurf entfernt eine Mahlmühle trieb. Das "komfortable Badhäusle" stand ebenfalls in der Nähe, und vom Metzgerhaus sah man fein zur Dorfkelter. Mit Respekt ging der Dorfschulbub an diesem hohen Haus vorbei, wenn er beim Schulz (der damals auch noch Akziser war) für den Vater die Steuern entrichten mußte. Selten, daß der Sternewirtl aus dem Fenster schaute, obwohl ich stets respektvoll hinaufschielte; er war eben immer im Dorf beschäftigt, sommers als Murer, winters als Hausmetzger.

Nicht erst ab Martini trat der Kunnehusmetzger in seinen Aufgabenkreis, das ganze Jahr über hatte er Sinn und Verständnis für die Mühe und Sorge der Hausväter und Hausmütter, was den Viehstall anging. War er mit Kelle, Hammer und Wasserwage unterwegs, schaffte er gerade im Winkel, im Ober- oder Unterdorf, flugs machte er da oder dort einen Blitzbesuch, sich nach dem Befinden der Haustiere, besonders der Mastsau erkundigend, natürlich auch nach der Weidkuh fragend. Der Sternewirtl war eben auch ein guter Viehkenner, der geholt wurde, wenn im Stall etwas nicht in Ordnung war. Der Tierarzt konnte nicht immer zur Stelle sein, zumal er den weiten Weg von der Amtsstadt bis ins entlegene Schwarzwalddorf mit dem Berner Wägele oder per Roß zurücklegen mußte und unterwegs oft aufgehalten war. Die telefonische Verbindung war auch recht schwierig. Die Dorfleute waren deshalb froh, daß der Sternewirtl neben seiner Muerei und Metzelkunst auch noch ein so geschickter Tierhelfer war, der einsprang, wo es nottat. Und weil er in dieser Eigenschaft so tüchtig und zuverlässig war, abhold jeder Qnacksalberei, bekam er von den Leuten, sogar vom Oberamtmann und vom Bezirks-Tierarzt, viel Lob. Dieser Hausmetzger hielt aber auch noch etwas auf den Viehpatron, den heiligen Wendelin, und nahm jeden Herbst am Wendelinsfest teil, am liebsten mit dem Dorfhirten zusammen.

Wenn dann um Martini die dörfliche Metzelzeit einsetzte, legte der Sternewirtl Hammer und Kelle zur Seite und schnallte sich den weiten Metzgerschurz um, schritt zigarrenrauchend wie ein Fürst auf der Dorfstraße dem Knuuehus zu, wo die Metzelleute auf ihn warteten und schon alles nach seinen Anweisungen vorbereitet war. Das Metzeln begann im elterlichen Haus des Dorfschulbubs stets damit, daß die Mutter dem Sternewirtl einen guten Schnaps vorsetzte, wobei sie mit ihm einiges besprach, was ihr am Herzen lag, zum Beispiel, er solle es gnädig halten, damit das Tier nicht zu leiden brauche. Nun, der Kunnehusmetzger verstand die Hausmutter schon und konnte sie beruhigen. Und dann probierte er wie ein Athlet das Seil, ebenfalls die Kloben in der Holzhütte zum Aufhängen der geschlachteten Sau. Ja, es mußte alles klappen. Wenn dann alles gerichtet war, kam der große Augenblick, wo der Sternewirtl mutig und doch mit guter Miene den Saustall betrat, und im Handumdrehen war das Seil am Fuß des Schlachtieres. Blitzschnell verzog sich meine Mutter und tat, hinter der Holzhütte traurig stehend, einen Stoßseufzer. Aber schon war alles geschehen: der Kunnehusmetzger hatte geschickt sein Werk vollbracht und walkte nun die fette Sau in der Brühmulde mit Herkuleskräften, dabei oft kaum sichtbar vor lauter Dampf, der um ihn brodelte. Auf dem Schragen liegend wurde der Tierkörper sauber geschabt. Des Sternewirtls besonderer Augenblick war der, wenn die geschlachtete Sau am Holzhüttenbalken hing und er mit geübten Schnitten den Tierkörper zerlegte und den anwesenden Hausleuten und Nachbarn seine tieranatomischen Kenntnisse offenbaren konnte.

Beim Wurstmachen in der Stubb' saß der Hausmetzger auf der Schranne meinem mithelfenden Vater gegenüber. Da gab es dann interne Dorfpolitik, oft gesalzener als es die Würste waren. Aber was war doch dieser Hausmetzger für ein Künstler, wie fein verstand er das Wurstmachen, das Würzen! Der Dorfschulbub sah, wie sich sein Vater befriedigt über das Können des Sternewirts

freute, vielleicht im stillen ausrechnend, was für ein wertvoller Vorrat nun im Haus sei, denn Hausgemachte, Speck und Schinken, das sind gute Sachen. Dieser Hausmetzger war aber auch ein Mann, der auf das dörfliche Brauchtum etwas hielt. Sein Tagewerk begann er mit einem kurzen Gebet. Wie er beim Brotschneiden drei Kreuzlein auf den Brotlaib machte, so sprach er beim Wurstmachen und Fleischsalzen die drei höchsten Namen aus. Auf all dem Guten sollte eben des Herrgotts Segen ruhen. War das nicht eine sinnvolle Sitte?

Am Abend, wenn es draußen regnete oder gar schneite und ein scharfer Wind vom Schwabenland herpfiff, wurde nach alter Sitte d'Metzelsupp gehalten, ein Ereignis, auf das sich der Dorfschulbub heimlich freute. Die Großeltern, der Pfeddrig, das Göttel, Nachbarn und oft auch der eine oder andere Vetter versammelten sich in der einfachen Stubb'. Auf dem Tisch hatte meine Mutter das beste Selbstgesponnene ausgebreitet, auch das bessere Eßgeschirr wurde verwendet: Metzelsupp war eben früher, trotz aller Bescheidenheit, ein dörfliches Fest, für das man auch Zeit aufwendet.

Die Erdölampel verbreitete ein behagliches Licht, Musik aus Radio gab es noch nicht, geschweige denn Fernsehen, um so wichtiger war das Tischgespräch in herzlicher Form, so gut gewürzt wie die Würste vom Kunnehusmetzger. Der hatte am Metzelsupptisch immer den Ehrenplatz und bekam auch stets den schönsten Teller. Er führte an diesem Abend das Wort, sprach das Tischgebet, schöpfte zuerst die Wurstsuppe, trank als erster Gast und verstand es meisterhaft, den feinen Apfelmost zu loben und das herrliche Sauerkraut mundwässerig zu machen. Für den Kunnehusmetzger und aber auch für die Hausmutter, die am Metzeltag gehetzt war wie ein Windhund und einen roten Kopf hatte wie ein "Pfiffer", gab es manches Lob, auch fehlte es an witzigen Bemerkungen nicht. Zum guten Schmausen gehörte eben auch eine nette Unterhaltung, das wußten unsere Altvordern recht gut. Im Mittelpunkt stand oft die Dorfpolitik. Zeitung und Kalender wurden einbezogen, und dem Sternwirtl, so sagte meine Mutter, hätte sie noch stundenlang zuhören können, wenn er so aufgenistelt von alten Zeiten und deren Ereignissen erzählte. Der Dorfschulbub aber mußte zeitig in die Kammer, ja oft erlebte er nicht einmal mehr das Auftreten der Würstelsinger, er hörte nur ihre Weisen und das Schwätzen und Lachen der Metzelsuppgäste.

Mit dem Metzelkorb am Arm, den Reservenschurz in Weiß nobel umgebunden, sagte der Hausmetzger vor der Stubentür stehend, mit dem Blick auf den Herrgottswinkel und auf d'Metzelleut, Gute Nacht und herzhaft "Esset alles in Gottsnamen", um dann zufrieden und festen Schrittes durch das winterstille Schwarzwalddorf zu schreiten. –

Wenn du zur Trauung gehst

1. Dann gehst du zu einem Gottesdienst. Nicht das Brautpaar steht im Mittelpunkt, sondern der ewige Gott, in dessen Haus wir anbeten und den wir um seinen Segen bitten.

2. Bist du die Braut, dann tritt nicht auf wie ein Filmstar. Ein weißes Brautkleid mit Schleier ist eine schöne, alte Sitte. Laß es nicht überladen sein, stürze dich seinetwegen nicht in Unkosten, die dir noch lange zu schaffen machen. Wisse, daß man auch in jedem anderen Kleid zur Trauung gehen kann.

3. Bist du der Bräutigam, dann sei es nicht unter deiner Würde, die Hände zu falten, wie du es gelernt hast. Höre trotz der Aufregung zu, was der Pfarrer euch zu sagen hat.

4. Bist du der Organist, so wehre dich gegen weltliche Musik, unpassenden Chorgesang oder was sonst manchmal verlangt wird. Deine Orgel ertönt zu Gottes Ehre, und was du spielst, diene dieser Aufgabe.

5. Bist du Angehöriger oder Zuschauer, dann vereinige dich mit dem Brautpaar in der gemeinsamen Bitte. Hilf mit zu einer würdigen Feier. Ermuntere sie nicht durch unwürdige Scherze, "stärke" sie vorher nicht mit alkoholischen Getränken. Sage ihnen ein gutes Wort.

6. Achte auf die Würde des Gotteshauses. Man unterhält sich nicht fröhlich und ungezwungen, als ob man in seinen eigenen Wänden wäre. Man mustere nicht voller Neugier Brautpaar und Hochzeitsgäste und verzichte auf alle Bemerkungen.

7. Sei besorgt, daß nicht weltliche Riten oder markante Zunftsitten in den Gottesdienstbereich eindringen. Aber auch vor der Kirche soll es, selbst bei alten Bräuchen, nicht turbulant und laut hergehen.

8. Nimm das Photographiergebot ernst, auch wenn der Kirchendiener nicht gesehen hat, daß du einen Apparat dabei hast. Auch noch so unauffälliges Knipsen und Blitzen stört. Nach der Kirche kannst du nach Herzenslust deine Aufnahmen machen.

9. Haltet euch auch weiter zu der Kirche, in der ihr um den Segen gebetet habt.

10. Jeder Verheiratete, ob mit grünem, silbernem oder goldenem Kranz, erinnere sich an das Traugelübde, das er vor Gott gegeben hat, und bemühe sich jeden Tag neu, es zu halten.

Hzl

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

3. Fortsezung

"Ja, das Spiel ist aus!" sagte nun auch der Vater mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme. "Ich wünsche Euch Glück zum Siege, Graf Stephan. Auf ein anderes Mal denn!"

Schon machte er Miene, das Feld zu räumen, als eine weiße Kinderhand plötzlich nach einer der Figuren griff und damit ganz nach den Regeln des edlen Spieles den Angriff des Schwarzen abschlug. Kaum aber hatte der Sponheimer hastig einen neuen Zug getan, als die Kindeshand ebenfalls eine der Figuren ins feindliche Feld vorschob.

"Ja, aber — das ist ja wirklich Schach!" stammelte Graf Stephan verwirrt, starrte das Brett an und dann wieder das Märchen, das ihn in solche Bedrängnis gebracht hatte.

"Wahrhaftig Schach!" jubelten jetzt auch die Brüder.

"Und matt!" sagte der Vater. Dann sah auch er eine Weile sprachlos sein Töchterchen an.

"Aber Hildegard, seit wann weißt du denn auf dem Schachbrett Bescheid? Du hast doch noch nie gespielt?"

"Aber zugesehen habe ich schon oft", entgegnete das Mädchen lächelnd. "Es ist doch nicht schwer. Du hattest nur den rechten Zug nicht bedacht, Vater. Ich will aber nicht, daß der helle König verliert."

"Ein seltsames Kind habt Ihr, Herr Hildebert!" sagte der Graf, nachdem Hildegard zur Mutter gegangen war, ihr beim Spinnen zuzusehen. "Noch nie ist mir ein so kluges Kind begegnet, solange ich lebe."

"Ja, es ist ein seltsames Kind!" seufzte der Burgvogt. "Überzart ist seine Gesundheit, aber sein Geist ist den Kinderjahren weit voraus, und manchmal wird es mir schier unheimlich, wenn ich es reden höre."

"Gottes Hand liegt auf diesem Kind, das Ihr als Euer zehntes Ihm geweiht habt. Er läßt ihre Seele Dinge schauen, die unseren Augen verborgen sind."

"Da habt Ihr recht, Graf Stephan!" nickte Herr Hildebert. "Hildegard schaut absonderliche Dinge. Habt Ihr gehört, wie sie das gesagt hat: ‚Ich will nicht, daß der helle König verliert?' Sie liebt, was hell und licht ist, und fürchtet sich vor dem, was dunkel ist."

Die Tür ging auf, und der alte Ulrich brachte den Krug Wein.

"Gelt, 'Silbersporn' hast du gebracht, Ulrich?" riet Trautwin.

"Ja, freilich", antwortete der Alte, "der gibt fröhliche Gedanken. Sind böse Zeiten im Land. Verdächtig Volk treibt sich im Tal der Nahe herum. Die Hofhunde haben in der vergangenen Nacht geheult, und im Wald schreit der Kauz. Man tut gut, Tor und Brücke wohl zu verwahren."

"Schon recht, Ulrich!" beruhigte der Burgvogt. "Es wird an nichts fehlen."

"Segne Euch Gott den Trunk!" sagte der Kellermeister und schlurfte von dannen.

"Der Alte hat recht", nickte Graf Stephan nach einer Pause des Schweigens, während der die Buben die Becher füllten. "Es liegt Unheil über dem Land. Die Bande der Zucht und Frömmigkeit lockern sich bedenklich."

"Kann es anders sein in einem Land, in dem Vater und Sohn mit Waffen in den Händen sich gegenüberstehen? Kann es anders sein in einem Land, das von einem Kaiser regiert wird, über den der Bann der Kirche liegt?"

In diesem Augenblick ließ Frau Mechtild das Spinnrad stehen.

"Aber Kind", sagte sie, "was sind das wieder für Dinge, die du da erzählst?"

"Gewiß, Mutter", antwortete Hildegard, "ich habe es doch gesehen. Ein finsterer Mann, von Bewaffneten geführt, kam auf das Schloß zu. Ganz düster war sein Gesicht, und dunkel war sein Gewand. Und die Soldaten, die ihn führten, riefen: 'Tut das Tor auf! Wir bringen einen König'!"

Frau Mechtild schüttelte den Kopf, sagte aber nichts und begann wieder das Spinnrad zu drehen.

Graf Stephan jedoch schaute den Burgvogt bedeutungsvoll an.

"Eigentümlich, was Euer Kind da sagt. Wenn ein anderes solches sagte, würde ich lachen, aber Ihr habt ein gar seltsames Töchterlein, Burgvogt."

Und wieder hörten sie des Kindes Stimme.

"Ich habe sogar sein Gesicht gesehen, Mutter. Es war ein finsteres Gesicht. Wer so aussieht, kann Gott nicht lieben."

"Es ist, als sähe Euer Kind den Unstern, der über dem Haupte des Gebannten steht", raunte der Sponheimer Herrn Hildebert zu.

"Wir wollen schlafengehn, Kinder", sagte Frau Mechtild, "es ist schon spät."

"Vergeßt nicht zu beten!" mahnte der Vater, als die Kinder ihm den Nachtgruß boten.

"Ich bete für den dunklen König", sagte Hildegard ernst.

Der Burgvogt schaute lange schweigend vor sich hin, als die beiden Männer allein waren. Dann sagte er:

"Ich weiß nicht, manchmal ist mir mein Töchterlein unheimlich."

"Ich glaube, Gott hat Euer Kind begnadet wie selten eines", erwiderte der Sponheimer nachdenklich. "Mag sein, daß die Welt noch einmal zu ihm aufschaut. Meine Tochter Jutta sagt das gleiche."

"Ist es wahr, Graf Stephan, daß Ihr Eurer Tochter eine Klause auf dem Disibodenberg wollt bauen lassen?"

"So ist's!" nickte der Sponheimer. "Es ist der einzige Wunsch meines Kindes, der Welt zu entsagen und in der Stille ganz Gott zu dienen. Mir ist, als täte sie recht, wenn sie inmitten einer friedlosen, lärmerfüllten Welt nach einer Heimstatt für ihre Seele sucht. Auch, will mir scheinen, braucht unsere Zeit Gebet und Opfer."

"Da habt Ihr recht, Graf Stephan", erwiderte Herr Hildebert. "Mir kam längst schon ein ähnlicher Gedanke. Die Burg mit ihrem Waffenlärm und all der düsteren Unruhe, die die Tage des Bruderkampfes über sie gebracht haben, erschreckt meine zarte Hildegard. Ich weiß, wie sie darunter leidet, und ich glaube, ihre fast unaufhörlichen Krankheiten finden hier ihre tiefste Ursache. Mir ist es, als fehlte dem Kind die Sonne in den düsteren Gemächern von Böckelheim. Darum suche auch ich nach einer stillen, geweihten Heimstatt für mein Kind, das wir am ersten Tag ihres Lebens Gott geschenkt haben."

Das Gespräch der beiden Männer wurde durch den hastigen Eintritt Roderichs unterbrochen.

"Vater", rief er nach flüchtiger Begrüßung, "ich komme von Bingen. Die Stadt gleicht einem Heerlager. Unaufhörlich ziehen geharnischte Reiter und Fußvolk die Rheinstraße hinauf. Man sagt, der Kaiser habe sich zu Koblenz mit seinem Sohn versöhnt. Sie seien unterwegs nach Mainz, wo die Fürsten zusammenkämen, und der Sohn habe dem Vater versprochen, für ihn in Mainz Fürsprache zu tun, wenn er sich vom Bann der Kirche zu lösen wüßte."

"Gott sei gelobt!" sagte der Burgvogt. Graf Stephan aber schüttelte den Kopf und sprach:

"Ich traue den schönen Worten Absaloms nicht. Es ist schwer zu glauben, daß der junge Heinrich jetzt, wo er vor der Erfüllung all seiner Pläne und vor dem Ziel all seiner Ränke steht, großmütig darauf verzichten soll. Ich glaube, hinter der Aussöhnung von Koblenz lauert etwas anderes."

"Was denn?" fragte Hildebert.

"Verrat!" antwortete der Sponheimer kaum hörbar.

"Gebe Gott, daß Ihr Euch irrt!" sagte der Burgvogt.

Graf Stephan aber zuckte die Achsel und schwieg. Bald darauf nahm er Abschied und ritt durch die schneehelle Nacht nach Hause.

*

Mitten in der Nacht stieß der Wächter, der vom hohen Bergfried der Burg Böckelheim Ausschau hielt, ins Horn. Erschreckt fuhr Herr Hildebert von seinem Lager empor und riß die Fensterladen auf. Schon sprengte jenseits des Burggrabens eine Reiterschar heran, aus deren Mitte sich jetzt ein Geharnischter löste, der mit hallender Stimme rief:

"Im Namen Heinrichs V.! Tut das Burgtor auf. Wir bringen einen König!"

Die Zugbrücke kreischte in den Angeln, rasselte nieder. Das schwere, eisenbeschlagene Tor tat sich auf. Die fremden Reiter sprengten in den Schloßhof. Wieder trat der Gewappnete vor, übergab dem Vogt einen gesiegelten Brief und sagte:

"Herr Hildebert, ich übergebe Euch im Namen des neuen Königs meinen Gefangenen, den abgesetzten gebannten Heinrich. Er ist des Thrones und der Krone verlustig. Ihr habt ihn im Kerker in Gewahrsam zu nehmen und haftet nach des Königs Gebot mit Leib und Gut für seine Sicherheit."

Inzwischen hatte Hildebert das Schreiben erbrochen und fand die handschriftliche Bestätigung durch den neuen König, der das Vertrauen des alten Kaisers mißbraucht und den eigenen Vater zum Gefangenen gemacht hatte. Mit finsterem Blick maß er den fremden Ritter und sagte:

"Ich werde tun, wozu mich der Wille deines Herrn zwingt."

"Der Wille meines Königs!" antwortete der Ritter mit Nachdruck. Er selbst überwachte noch die Unterbringung des Kaisers im Burgverlies. Dann sprengte er wieder davon.

*

Auch in dieser traurigen Zeit ward es Weihnachten. "Friede auf Erden den Menschen", verkündete der Kaplan in der Burgkapelle, in der die Familie des Vogts mit dem ganzen Gesinde zur Christmette versammelt war. Nur Hugo fehlte, der in Mainz die Domschule besuchte, nachdem er sich entschlossen hatte, Priester zu werden.

"Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!"

Eine aber schien an der Christfreude keinen Anteil zu haben. Unablässig mußte Hildegard an den Gefangenen denken, der in der elenden Finsternis seines Kerkers ausgeschlossen war vom Frieden der heiligen Nacht.

Die Opferfeier ging zu Ende. Die Burgleute verließen die Kapelle. Hildegard aber verharrte auf ihrem Platz. Erst als sie ganz allein in dem heiligen Raum war, stand sie auf und schritt zum Altar, an dem noch die Kerzen brannten. Dann nahm sie einen der silbernen Leuchter mit dem weißen Licht und trug ihn aus der Kapelle.

So schwer war der Leuchter, daß sie ihn kaum zu halten vermochte. Aber ihr Gesichtlein war hell und ernst, so daß niemand der Leute, die ihr Tun beobachteten, sie anzusprechen wagte.

Hildegard trug das Licht die Turmtreppe hinab, die zum Verlies führte. Den wachenden Burgknechten gebot sie aufzutun. Seltsam! Ohne Zögern, wie unter einem geheimnisvollen Zwang, gehorchten die Wächter. Zwei schwere, eiserne Tore öffneten sich. Hildegard trat in den finsteren Kerker, aus dem ihr Modergeruch und eisige Kälte entgegenschlugen.

Eine Weile blieb alles still. Dann löste sich aus einem Winkel ein unheimliche Gestalt. Ein Mann

mit wirrem Haar, bleichem,, vergrämtem Angesicht erhob sich von elendem Strohlager. Mit der Hand bedeckte er die Augen, um sich vor dem plötzlichen Glanz zu schützen, der ihn blendete. Dann ließ er sie wieder sinken, trat ein paar Schritte vor und starrte das Mägdlein an, das vor Grauen zitternd vor ihm stand.

Aber bald hatte Hildegard die Angst überwunden. Sie fühlte nur noch Mitleid mit dem Gefangenen, den der eigene Sohn in solches Elend gebracht hatte.

"Ich bringe Euch das Licht von dem glänzenden König, der in dieser Nacht geboren ward", sagte sie feierlich. "Es mag Euch leuchten am heiligen Tag."

"Wer bist du?" fragte der Eingekerkerte mit tonloser Stimme.

"Ich heiße Hildegard und bin des Burgvogtes Hildebert Kind", entgegnete das Mädchen.

"Weißt du, wer ich bin?" fragte der Gefangene verstört.

"Ich habe Euch gesehen, ehe Ihr die Burg betratet. Ihr seid ein König, aber ein finsterer König."
"Du weißt nicht, mit wem du sprichst!"

"Ich weiß, daß ein schwarzer Stern über Eurem Haupte steht, weil Ihr die Hand erhoben habt gegen einen größeren König, gegen Gott, den Herrn. Ihr könnt Ihn nicht bezwingen; denn Er muß immer siegen, weil das Helle die Finsternis besiegt und das Licht stärker ist als die Nacht."

"Nie habe ich ein Kind so reden gehört wie dich" sagte der Gefangene voll Staunen.

"Macht Frieden mit dem großen König!" sprach Hildegard ernst. Dann stellte sie das Licht auf den feuchten Boden. "Ich will den Vater bitten, daß er Euch aus dem Kerker befreit", sagte sie dann und verließ das Gefängnis.

Eine Weile noch blieb Heinrich IV. stehen und starrte die Tür an, die sich unerbittlich wieder geschlossen hatte. Wenn er die brennende Kerze nicht vor sich gesehen hätte, würde er geglaubt haben, ein Traum hätte ihn genarrt. Hatte Gott einen Engel gesandt, ihn zu trösten in dieser heiligen Nacht, die für ihn voll unsagbaren Schreckens war? Taumelnd sank er auf sein elendes Lager und barg sein Gesicht in den Händen.

*

Am Stephanstag kam der neue Bischof von Speyer zu überraschendem Besuch auf Burg Böckelheim an. Graf Gebhard von Urach war von kleiner Gestalt, und infolge eines schweren Gichtleidens hinkte er mit dem rechten Fuß ein wenig. Aber der neue Speyrer Oberhirte war ein Mann von hohem Geist und frommen Herzen.

Wieder wurden die Tore zum Burgverlies aufgetan.

Lange stand der Kaiser seinem alten Gegner wortlos gegenüber, während ein bitterer, verächtlicher Zug über sein Gesicht ging.

"Graf Gebhard", sagte er dann mit klangloser Stimme, "seid Ihr gekommen, Euch an meiner Qual zu weiden?"

"Dafür hätte ich meinem von der Gicht gefolterten Körper wohl den Ritt nach Böckelheim ersparen können", lautete die Antwort.

"Also was führt Euch zu mir?" fragte Heinrich rasch.

"Das Mitleid!" erwiderte der Bischof.

"Mitleid! Mitleid!" lachte der Gefangene gellend auf. "Ihr sagt, Ihr hättet Mitleid mit mir, Ihr, dem ich mehr als einmal das Dach über dem Kopf in Brand zu stecken befohlen habe! Ihr wollt Mitleid mit mir haben, wo mein eigener Sohn, hört Ihr, mein eigener Sohn, mich verrät, betrügt und solchem Elend überantwortet? Geht doch, Graf Gebhard! Daß Ihr mein Gegner seid, hab ich immer gewußt! Daß Ihr ein Heuchler seid, erfahre ich heute zum erstenmal!"

"Ich wüßte nicht, mit wem ich Mitleid haben sollte, wenn nicht mit Euch, Herr Heinrich!" gab der Speyrer ruhig zur Antwort. "Es ist bitter, wenn ein Vater von seinem eigenen Sohn solches leidet."

Da fuhr der Kaiser, der sich abgewandt hatte, jäh herum.

"Schweigt!" schrie er in maßlosem Grimm, während seine Augen zornig aufloderten. "Schweigt, was wißt Ihr davon? Habt Ihr Kinder? Habt Ihr einen Sohn? Nein! Ihr habt keinen! Was wißt Ihr, wie das tut, wenn der eigene Sohn den Vater verrät? Was wißt Ihr, wie das brennt und frißt hier drinnen, wie das sticht und bohrt, wie das einen aufjagt in der Nacht und jeden Schlaf von den Augen stiehlt. Der Sohn, hört Ihr, der Sohn! Der eigene Sohn verrät den Vater!" Wie ein Tier heulte der Unglückliche auf, raufte sich in wahnsinnigem Schmerz die Haare, schlug sich die Fäuste blutig an den Kerkermauern. "Geht!" schrie er dann, "geht! Und wenn Euch das Mitleid das Herz verbrennte, mich könnt Ihr nicht trösten! Für mich gibt's keinen Trost im Himmel und auf Erden."

"Macht Frieden mit Eurem Sohn, Herr Heinrich!" sagte der Bischof, als der Kaiser keuchend auf sein Lager niedersank. "Macht Frieden mit Eurem Sohn und Frieden mit Eurem Gott!"

"Ich habe keinen Sohn mehr, Bischof Gebhard!" antwortete der Kaiser tonlos.

Graf Gebhard machte einen Schritt auf den Gefangenen zu. Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

"Herr Heinrich, Ihr habt mir viel Leid getan nur um meiner Treue zur Kirche willen. Ich vergebe Euch von ganzem Herzen und habe keinen größeren Wunsch als den, Euer Los zu erleichtern. Ich verlange nicht, daß Ihr in dieser Stunde Eurem Sohn vergebet. Dazu ist Euer Herz noch zu elend und krank, und ich will nicht richten zwischen Euch und Eurem Sohn. Was Ihr erduldet, habt Ihr an Eurem Sohn nicht verdient." Seltsam hatte der Bischof diese Worte 'an Eurem Sohn' betont, so daß der Kaiser auffuhr und ihn düster anschaute.

"An meinem Sohn nicht? An einem anderen denn?" fragte er finster. "An wem hab ich denn das das verdient, Graf Gebhard, daß ich von meinem Kind in solches Elend geworfen ward?"

"An Eurem Vater!" antwortete der Bischof. An dem Vater der Christenheit, gegen den Ihr gefrevelt habt, wie Euer Sohn gegen Euch!"

Eine Weile schien es als wollte der Kaiser aufspringen und sich auf den Bischof stürzen. Dann aber sank er zusammen und bedeckte die Augen mit seinen Händen.

"Was schlagt Ihr mir vor, Graf Gebhard?" fragte er nach einer langen Weile dumpfen Schweigens mit müder Stimme.

"Entsaget dem Thron und der Krone, Kaiser Heinrich!" sagte der Bischof aufatmend. "Laßt Eurem Sohn die Reichsinsignien aushändigen, die Ihr auf der Feste Hammerstein bewahrt! Eure Sache ist ohne Hoffnung. Eure elende Lage aber werdet Ihr nur erleichtern können, wenn Ihr Zepter und Krone aus den Händen legt."

Lange starrte Heinrich IV. stumm vor sich hin. Es schien fast, als hätte er die Worte des Bischofs gar nicht gehört. Dann aber spielte müdes, verächtliches Lächeln um seine Lippen.

"Zepter und Krone!" sagte er leise, wie für sich selbst. "Lohnt es sich, darum zu kämpfen und zu leiden? Was waren sie mir denn anders als ein Rohr des Spottes und ein Kranz von Dornen? Um Zepter und Krone habe ich meine Söhne verloren, Konrad und Heinrich! Um Zepter und Krone verlor ich den Trost der Kirche und den Frieden der Seele. Gut, Graf Gebhard!" sagte er nach einer erneuten Pause des Schweigens, "ich willige ein. Mag Zepter und Krone nehmen, wer da will!"

"Ihr werdet den Verzicht vor den Fürsten und Eurem Sohn wiederholen müssen, Herr Heinrich!" sprach der Bischof.

"Vor den Fürsten und König Heinrich!" antwortete der Kaiser düster. "Einen Sohn habe ich nicht mehr! Mein Sohn ist — tot!"

Am anderen Tag schon ritt der von Gicht gequälte Bischof nach Mainz, um den Thronverzicht Heinrichs IV. dem neuen König und den Fürsten zu melden. Auf eigene Verantwortung hin aber hatte er dem Burgvogt von Böckelheim befohlen, den Kaiser aus dem Verlies zu befreien und in seinen eigenen Wohngemächern zu bewahren.

Von Herzen gern willfahrte Hildebert dem Gebot seines Herrn. Dem Kaiser wurde ein Bad gerichtet und ein neues Gewand gereicht. Dann führte man ihn in die große Halle, in der die Familie des Vogts beisammensaß. Auf dem mächtigen Tisch stand eine Tanne, die mit vielen Lichtern geschmückt war, so wie es in deutschen Landen seit alters der Brauch war am Geburtstag des Herrn.

Als der Kaiser das Mägdlein Hildegard wiedersah, das ihn zum Baum der Lichter führte, lächelte er. Das war das erste Lächeln, das seit sehr langer Zeit über seine Lippen kam.

Jeden Abend saß nun Herr Hildebert mit dem Gefangenen zusammen, und Kaiser und Vogt kürzten sich die Zeit mit Schachspielen.

Am letzten Tag des Jahres 1105 ging wiederum ein solches Spiel dem Ende zu, dem auch Hildegard aufmerksam zugesehen hatte. Soeben tat der Burgvogt den ent scheidenden Zug.

"Schach dem König!" sagte Herr Hildebert, der die weißen Figuren führte, und dann nach einer kleinen Pause des Überlegens: "Schach matt!"

"Schach matt!" wiederholte der Kaiser schmerzlich lächelnd und versank in trauriges Sinnen. Der Burgvogt aber wandte sich seinem Töchterlein zu.

"Nun, weiß meine kluge Hildegard keinen Ausweg mehr für den schwarzen König?"

Das Kind schüttelte den Kopf.

"Es wird dem König gut sein, sich geschlagen zu geben. Er wird sein Reich verlieren. Aber den Frieden findet er wieder, wenn er sich aussöhnt mit dem glänzenden König."

Lange schaute Heinrich IV. das Mägdlein betroffen an. Dann erhob er sich langsam und verließ das Gemach.

Am anderen Tag schrieb Trautwin auf das letzte Faß im Keller unter die Jahreszahl 1105 das Wort "Absalom!"

In der Nacht noch kam eine Reiterschar, um den Gefangenen zu holen. Sie brachten ihn auf die Burg Ingelheim, wo der treulose Sohn den Vater zur Abdankung zwang.

*

Ein halbes Jahr später lag Heinrich IV. in der Stadt Lüttich zu Tode erkrankt danieder. Er spürte, daß ihm keine lange Frist mehr auf Erden vergönnt sei. Aber immer noch lastete der Fluch der Kirche auf ihm. Kein Priester stand an seinem Sterbebett. Nur ein alter Diener, der seinem Herrn auch im Elend treu geblieben war, trat an das Lager des Sterbenden und sagte:

"Soll ich Euch eine geweihte Kerze holen, Herr?"

Der Kaiser aber schüttelte stumm das Haupt. Dann sann er lange vor sich hin. Eine Kerze, hatte der Diener gesagt. Erinnerungen wurden in ihm wach, die plötzlich wie ein Licht in seine Seele fielen.

"Ich habe eine Kerze, eine geweihte Kerze, eine heilige Kerze!" flüsterte er jetzt aufgeregt dem Diener zu. "Dort zu unterst in der alten Truhe muß sie liegen, in ein seidenes Tuch gehüllt. Hol mir das Licht!"

Eilig willfahrte der Diener. Er fand die Kerze, steckte sie auf einen silbernen Leuchter und stellte ihn neben das Lager seines Herrn.

"Sie hat gesagt, ich solle Frieden machen mit dem glänzenden König", murmelte der Sterbende leise. Dann schloß er die Augen. Nach einer langen Pause hauchte er mit einer Sehnsucht, mit der ein Verdurstender nach einem Trunk Wasser ächzen mag: "Frieden, Frieden, Frieden!"

Dann richtete er sich mit einem Male auf, griff zitternd nach der Hand des Dieners und flüsterte ihm mit jagenden Worten zu:

"Ja, ich will Frieden machen, Frieden mit dem glänzenden König und seinem Statthalter auf Erden, und Frieden mit König Heinrich V. — meinem Sohn. Ich will einen Boten nach Rom senden, der mir den Frieden der Kirche erflehen soll. Und einen Boten will ich schicken mit Ring und Schwert zu meinem Sohn Heinrich, der ihm den Frieden und die Vergebung des Vaters bringen soll. Frieden soll werden, ja, Frieden, endlich, endlich Frieden!"

Und der sterbende König sandte Boten des Friedens aus. Der alte Diener aber faltete dem Todgeweihten die Hände und betete mit ihm: "Vater unser . . ." Als sie an die fünfte Bitte kamen, die soviel Böses auszulöschen vermag, hob der Sterbende seine brechende Stimme und sagte laut und wohlvernehmlich: "Vergib uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!" Dann sah er sich im Kerker zu Böckelheim! Wie hatte doch das Kind gesagt, als es die Kerze niederstellte?

"Ich will den Vater bitten, daß er Euch aus dem

Kerker befreit!" Wie lange mochte es dauern, bis der Friedensbote in Rom sein würde, wie lange, bis er die Versöhnung der Kirche bringen konnte? Nein so lange würde das verflackernde Leben nicht mehr warten können. Es war aber dem sterbenden Kaiser, als hörte er aus der Ferne her wieder die Stimme des seltsamen Kindes: "Ich will den Vater bitten, daß er Euch aus dem Kerker befreit."

Und abermals hauchten die Lippen des Sterbenden: "Vergib uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von den Übeln! Amen!"

Als der Diener seinem Herrn wenige Augenblicke später die Augen zum ewigen Schlafe schloß, lag über dem Antlitz des Toten der Schein der Kerze, die langsam niederbrannte.

Ritter und Klausnerin.

Still glüht das ewige Licht in der Kapelle von Schloß Böckelheim und wirft seinen Schein auf die silberne Taube, die das Sanktissimum birgt. Durch die Bogenfenster bricht der Glanz der Sterne. Ohne Laut ist die Nacht. Nur vom Burghof hört man das Plätschern des Brunnens und das Rauschen des Nachtwindes in den hohen Bäumen.

Vor dem Altar steht, hoch aufgereckt, die Hände am Griff seines Knappendegens, Roderich, des Burgvogts ältester Sohn. Unbeweglich verharrt er so, die Waffe mit ihrer Spitze vor sich auf den Boden gestemmt. Im Schein der Sakramentslampe schimmert sie glühend auf. Das Antlitz hält der Knappe zu dem großen Altarkreuz erhoben, das aus dem Dunkel des Raumes in ungewissem Licht herauswächst.

Auf dem heiligen Gottestisch zu Füßen des Kreuzes liegt ein anderes Schwert, mächtiger als die Waffe, die Roderich in Händen hält, mit scharfer Schneide und schwerem Kreuzgriff. Es ist das Ritterschwert, das der Bischof von Spyer dem Zweiundzwanzigjährigen morgen, am Sankt Michaelstag, um die Hüften gürten wird.

In der Nacht vor der Schwertleite aber hält Roderich nach altem Brauch die Wache vor dem Tabernakel. Das ist die letzte Rüstung des Herzens als Abschluß vieler Jahre, in denen der Knappe sich auf den hohen Tag der Ritterweihe vorbereitet hat. Viel Mühsal und Kampf haben diese Jahre gebracht, viel ehrliches Ringen um Manneszucht und Rittertugend, und es war dem jähen Roderich nicht immer leicht, das heiße, brausende Blut zu bezwingen.

Stunde um Stunde vergeht. Aber die Zeit wird dem Wachenden nicht zu lang. Zwiesprache hält er mit dem Gekrönten am Kreuz, von dem er in dieser Nacht die Kraft erfleht, das Rittergelöbnis zu halten, das er am kommenden Tag ablegen wird.

"Dein, Herr", stammeln die Lippen, "Dein, Herr, sei mein Dienen! Für Dich laß mich leben, kämpfen und sterben!" Die Gedanken des Tabernakelwächters gehen in weite, weite Ferne! Er denkt an den heldenmütigen Kampf christlicher Ritter um das Land Gottes, und schmerzlich kommt es ihm in den Sinn, daß in den Kreuzheeren die deutschen Fähnlein fehlten. Ist nicht der Kreuzzug allen Rittertums Krone und Vollendung?

"Herr!" fleht der Wachende inbrünstig, "wenn die Stunde ruft zum Kampf für Dein Recht und Dein Land, dann laß mein Banner in Deinem Heere wehn!"

So innig betet der Knappe, daß er nicht hört, wie die Tür sich öffnet und eine weiß gekleidete Gestalt in den heiligen Raum eintritt. Erst als eine kleine Hand ihn an der Gewandung zupft, wendet er sich jäh um.

"Hildegard!" entfährt es ihm. "Du hier, mitten in der Nacht?"

"Laß mich mit dir wachen, Roderich!" flüstert das Mädchen.

"Warum schläfst du nicht?" fragt der Knappe unwillig.

"Ich muß beten!" lautet die Antwort. "Gott ruft mich!" Und ohne einen weiteren Einwand des Bruders abzuwarten, schreitet sie zum Altar und kniet an den Stufen nieder.

"Du wirst krank werden!" raunt Roderich ihr beängstigt zu. Aber Hildegard hört nichts mehr. Sie hat die Augen zu der Sakramentstaube erhoben, schaut den Glanz des schimmernden Heiligtums und vergißt alles andere um sich her. Der Bruder aber wagt es nicht, die Schwester in ihrer Andacht zu stören.

Draußen verblaßt der Glanz der Sterne, und das erste Licht des Morgens umleuchtet den Altar. Immer noch halten die beiden Tabernakelwacht, der Knappe mit seinem Schwert, das Mägdlein an den Altarstufen. Der erste Lärm des Tages dringt in das Heiligtum. Man hört die Zugbrücke rasseln, Torangeln kreischen und Pferdegewieher ertönt vom Burghof her. Die ersten Gäste sind angelangt.

Die Tür zur Kapelle tut sich auf, das Burgvolk versammelt sich zum heiligen Opfer. Da erhebt sich Hildegard und geht still zu ihrem Platz. Ihre Augen leuchten, als hätten sie in allen Glanz des Himmels geschaut.

Am Nachmittag erstrahlt der Burghof in hundert leuchtenden Farben. Lustig flattern die bunten Fähnlein, und das Gewimmel der ritterlichen Gäste, die von allen Burgen im Nahegau heute nach Böckelheim gekommen sind, ist schier unübersehbar.

Plötzlich ertönt das Schmettern von Trompeten. Auf einer Tribüne, die von einem mächtigen Kreuz gekrönt ist, erscheint Graf Gebhard von Urach, der Oberhirt von Spyer, in bischöflichem Ornat. Nun schreitet Roderich die Stufen zur Tribüne empor, auf deren oberster er niederkniet. Er trägt ein dreifaches Gewand, ein weißes zum Zeichen der Reinheit, ein rotes als Sinnbild der brennenden Sehnsucht, für den Glauben sein Blut zu vergießen, ein schwarzes zum Gedenken an das Ende aller Erdendinge, den Tod.

Mit fester Stimme tut der Knappe den Ritterschwur, daß es weit über den Burghof hallt:

"Ich, Roderich von Böckelheim, gelobe vor Gott, Euch, Graf Gebhard, Bischof von Speyer, und allen Rittern und Frauen, die zugegen sind, tapfer, unverzagt und treu zu sein, die Armen zu schützen, den Schwachen zu helfen, den Feind, der um Gnade bittet, zu schonen, das Los der Gefangenen zu mil-

dern, mich fernzuhalten von Unrecht und Verrat, der heiligen Messe täglich beizuwohnen, nach Kräften zu opfern, den Glauben vor aller Welt zu bekennen und zu verfechten, die Waffenbrüder zu lieben, zu ehren und ihnen beizustehen. Das gelobe, verspreche und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe und sein kostbares Evangelium."

Nun treten die Ritter herzu, legen dem Knappen Harnisch, Panzerschuhe und goldene Sporen an. Dann nimmt Bischof Gebhard das Schwert, das vor dem Kreuze liegt, hebt es hoch, daß es aufblitzt im Strahl der Sonne, und spricht:

"Nimm hin das geweihte Schwert! Trage es zu Gottes Ehre und ziehe es im Kampf für Recht und Gerechtigkeit!"

Dann tut er einen Schlag auf Haupt und Schultern des Knienden.

"Im Namen des dreifaltigen Gottes, des heiligen Erzengels Michael und des seligen Gottesstreiters Georg erkläre ich Dich zum Ritter! Das Schwert trage als das eherne Kreuz unseres Erlösers!"

Und der Bischof erhebt sich, gürtet dem Neugeweihten das Schwert um die Hüfte und gibt ihm den Friedenskuß.

Da schmettern die Trompeten vom hohen Bergfried, tosender Heilruf bricht auf! Dem jungen Ritter werden Helm und Lanze gereicht. Das Streitroß wird vorgeführt. Mit einem Satz springt Roderich in den Sattel,schwingt die Lanze, zieht das Schwert aus der Scheide, durchschlägt mit wirbelnden Hieben die Luft, während der jubelnden Zurufe und des brausenden Beifalls schier kein Ende wird. Alle Fähnlein fliegen hoch und flattern im Wind. Die alten Ritter reißen die Schwerter empor, schlagen gegen die Schilde, umdrängen den Neugeweihten, jubeln ihm Heilruf und Glückwunsch zu. Der aber sprengt wieder vor die Tribüne, senkt grüßend die Waffe, springt vom Pferd, kniet abermals vor dem Bischof, um Segen bittend, nieder. Dann treten auch der Burgvogt und Frau Mechtild herzu und segnen den Sohn.

Mahl und Trunk und frohes Spiel halten die Gäste bis in den hereinbrechenden Abend noch auf Schloß Bökelheim versammelt. Ulrich, der Kellermeister, und seine Helfer haben alle Hände voll zu tun, und gar manch guter Humpen wird auf das Wohl des jungen Ritters geleert.

Abseits vom Lärm der Tafelnden, in einem Blumenwinkel des Burggartens sitzt Hildegard mit Jutta von Sponheim in eifrigem Gespräch.

"Wann wirst du deinen Einzug in die Klause auf dem Disibodenberg halten?" fragte das achtjährige Mädchen soeben.

"Am Fest Allerheiligen", lautet die Antwort.

"Freust du dich?"

"Wie soll ich mich nicht freuen, wenn der Weg in Gottes Heiligtum führt?" antwortet Jutta.

"Ich werde mit dir gehen!" sagt Hildegard nach einer Pause des Schweigens.

"Aber Kind", fährt die Gräfin erstaunt auf, "haben denn deine Eltern ihre Einwilligung dazu gegeben?"

"Sie wissen es noch nicht!"

"Sie wissen es noch nicht?" wiederholte Jutta lächelnd. "Woher weißt du es denn?"

"Ich habe es gesehen, Jutta! Wir beide stiegen in der Klosterkirche die Altarstufen hinan und legten ein Schriftstück unter das Tuch auf den heiligen Opfertisch. Dich habe ich gesehen, Jutta, und mich. Aber es war noch ein Mägdlein dabei, das ich nicht kannte."

"Meine kleine Nichte Jutta aus Westfalenland wird mich begleiten!"

"Ja, aber ich war auch dabei", sagte Hildegard noch einmal. "Darum werde ich mit dir gehen. Oder darf ich nicht?"

"Du weißt, daß ich mich sehr darüber freuen würde, Hildegard! Ich will mit deiner Mutter sprechen. Nur sag mir, Kind, wo hast du denn das gesehen, was du mir erzählt hast?"

"Heute nacht in der Kapelle! Ich sah es in dem lebendigen Licht!" sagte Hildegard, und ihre Augen leuchteten.

Jutta von Sponheim aber ahnte in diesem Augenblick etwas von dem großen heiligen Geheimnis des Kindes, auf dem die Liebe Gottes in so besonderer Weise ruhte.

*

Es war am Nachmittag des Allerheiligentages. Pater Ansgar, der Sakristan vom Disibodenberg, war mit zwei jungen Klosterscholaren bei der Arbeit, das Gotteshaus seines Festschmuckes zu berauben und in ein Gewand der Trauer zu kleiden. Die Blumen, die am Morgen noch zu Ehren der Himmelsbewohner in so reicher Fülle auf den Altären geleuchtet hatten, trugen sie fort; die schimmernden Reliquiare und die blinkenden Leuchter umhüllten sie mit schwarzen Schleiern..

Soeben schafften die beiden Scholaren das herrliche, mit Perlen und edlen Steinen geschmückte Antipendium in die Sakristei, weil es durch ein schwarzes mit eingewebtem Silberkreuz ersetzt werden sollte.

"Wer wird denn heute hier begraben flüsterte Volmar, ein flachsblonder Junge von zehn Jahren, dem rotschöpfigen Konrad zu, dem das ehrwürdige Habit seltsam genug zu dem Lausbubengesicht stand. Der schaute den um ein Jahr jüngeren Kameraden verächtlich an und sagte:

"Ja, was weiß schon so ein Weltkind wie du, das gerade erst die Nase in unser heiliges Haus gesteckt hat, von den Gebräuchen in den Klöstern des heiligen Vaters Benedikt?"

"Nicht viel, aber vielleicht erklärst du es mir", antwortete Volmar lächelnd.

"So will ich mich deiner Torheit erbarmen", tat Konrad voll Herablassung. "Wisse denn: Seit hundert Jahren wird in den Klosterkirchen des heiligen Benedikt nach der Vesper von Allerheiligen die Totenglocke geläutet und das Officium pro defunctis gefeiert."

"Was heißt das: Officium pro defunctis?" fragte Volmar, der mit der lateinischen Sprache noch nicht sehr vertraut war.

"Gebetsfeier für die Verstorbenen, Schafskopf!" belehrte Konrad großmütig. "Man nennt diese Feier zum Unterschied von Allerheiligen mit dem Namen Allerseelen."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Wir beten an den Heiland im Leid. Wir beten an den Heiland in Seinem Tode. Wir beten an den Heiland in Seiner heiligen Auferstehung. Als Christen sind wir dazu auserwählt, Ihm ähnlich zu sein und zu bleiben. Hier auf Erden Ihm ähnlich im Opfer, in der anderen Welt Ihm ähnlich in Seiner Herrlichkeit. Doch mit uns sind auch Millionen anderer berufen. Ihnen zu helfen, Christus zu finden, in Seiner Gnade zu leben, in Ihm zu sterben und mit Ihm zu sein für alle Ewigkeit ist der Zweck unserer Bursen für arme Priesterstudenten. Unsere neuen Opfer seien unsere Ostergabe an Christus. Helfen wir, und Christus wird uns helfen, wenn es zur letzten Not kommt, zur Not des Sterbens. Er wird sie uns, die wir uns um Ihn und Seine Menschen mühen, zur Stunde der Auferstehung in die ewige Herrlichkeit verwandeln.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,257.37
Ein Freund	2.00
	$2,259.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,068.25
Mrs. Konrad Rist, Regina, Sask.	2.00
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina. Sask.	10.00
Miss K. Ehman, Regina. Sask.	30.00
Mrs. A. Dombowsky, Claybank, Sask.	8.00
	$2,118.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,328.45
John J. Thauberger, Holdfast, Sask.	5.00
Mrs. M. Stuckel, Lake Lenore, Sask.	1.00
Mrs. Th. Zimmer, Lake Lenore, Sask.	1.00
Ein Freund, Tribune, Sask.	5.00
Mrs. Cath. Vetsch, Vibank, Sask.	3.00
Mrs. Anna Hoffart, Tribune, Sask.	3.00
	$8,346.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Verlag Josef Knecht – Carolusdruckerei GmbH, Frankfurt / Main, Deutschland

Walter Dirks, **Bilder und Bildnisse**
80 Seiten mit 17 Bildtafeln, gebunden DM 9.80
Was Walter Dirks den Bildern und Bildnissen ablauscht, indem er sie unbefangen befragt, ergibt eine Sinndeutung der Kunst und des Menschen, die schön, tief und eindringlich ist.

Hans Werner Hegemann, **Vom bergenden Raum**
Die Zeitformen kirchlicher Baukunst. 108 Seiten mit 19 Bildtafeln, gebunden DM 7.80
Die Lektüre des ebenso schönen wie geistvollen Buches bedeutet einen inneren Gewinn für jeden aufgeschlossenen Leser. Darüberhinaus hilft es uns, die Probleme des heutigen Kirchenbaues in einer höheren Zusammenschau zu betrachten.

Hans Werner Hegemann, **Vom Trost der Kunst**
90 Seiten mit 19 Bildtafeln, gebunden DM 7.80
In Bild und Wort wird hier eine Anzahl klassischer Kunstwerke aus verschiedensten Epochen gezeigt und ihr Sinn gedeutet. Ein Bildungsbuch im schönsten Sinn des Wortes, das junge und alte Leser beglücken und bereichern wird.

F. A. Venter, **Der Mann aus Cyrene.** Roman.
(Herder, Freiburg, 342 Seiten. 14,80 DM.)
Dieses Buch eines Afrikaners ist gewiß eines der schönsten und wertvollsten dieses Jahres. Die Gestalt des Mannes, der dem Herrn das Kreuz nach Golgatha trug, ist hier in eine ergreifend leidenschaftliche Handlung hineingestellt, die zwar am wesentlichen Inhalt den Evangelienbericht festhält, aber das oft Gehörte wieder ganz neu sehen läßt. Allein schon von der vitalen Sprache des Verfassers geht eine bezwingende Gewalt aus.

Emmy Felks-Waldhäusl, **Der reiche Jüngling.** Roman.
(Herder, Freiburg, 366 Seiten. 12,80 DM).
Ein volksstümlicher Roman um den jungen Menschen, der traurig wegging, als der Herr vom ihm verlangte, alles herzugeben, und dem wir schon manchmal nachgesonnen haben. Hier ist es der Sohn eines reichen griechischen Kaufmanns, und sein Schicksal führt in spannender Handlung durch die großen Städte der Alten Welt, bis der Gescheiterte schließlich doch heimfindet zu Christus.

Lloyd C. Douglas, **Das Gewand des Erlösers.** Roman.
(Ullstein Bücher, Nr. 197/198, 398 Seiten. 3 80 DM).
Der bekannte, schon in 18 Sprachen übersetzte Roman, dessen fesselnde Handlung von Golgatha in das Rom der ersten christlichen Märtyrer führt, liegt nun auch in billiger Taschenbuchform vor und wird nicht zuletzt bei dem Heilig-Rock-Wallfahrern Intersse finden.